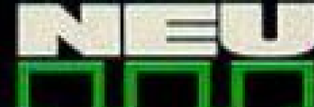
1,90 DM / Band 674
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Im Höllenloch

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Im Höllenloch

John Sinclair Nr. 674

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 04.06.1991

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Höllenloch

Es war ein Land der Rätsel, der Geheimnisse. Hier wurde man nicht empfangen, sondern von den Eindrücken erschlagen.

Indien ist eben so!

Wir wußten es, wir waren schon öfter dort gewesen, aber es war immer wieder anders.

Das Land faszinierte und machte uns Europäer betroffen zugleich. Egal, wo wir uns auch befanden, die starken Gegensätze traten überall zu Tage. Der immense Reichtum einiger Familien und Geschäftsleute, daneben die himmelschreiende Armut, aber auch die hochentwickelte Technik, die es in Indien ebenfalls gibt.

Auf der anderen Seite die Tradition. Verkörpert durch Fakire, Yogis und Weise, die durch das Land ziehen und unglaubliche Dinge vollbringen können…

Es sind auch die Asketen, die Magier und die Wundermacher. Die Männer, von denen man nur mit der größten Hochachtung spricht. Geht man einem Tip nach, um mit ihnen zu sprechen, hat man oft Pech, dann sind sie bereits weitergewandert, irgendwo, und der Tip hat sich in Luft aufgelöst.

Allein hätten Suko und ich unsere Schwierigkeiten gehabt, doch wir hatten den besten Führer bei uns, den wir uns vorstellen konnten.

Mandra Korab!

Selbst Inder und aus einem alten Maharadschageschlecht stammend, war er derjenige, der das Unrecht bekämpfte, für Unterdrückte eintrat, aber sich auch den unheiligen Mächten der Finsternis entgegenstemmte. All den Götzen, den gefährlichen Gruppen, den Tongs, den Geheimbünden und den Sekten.

Mandra wußte von rätselhaften Orten, von Stätten, wo die Götter sichtbar waren. Er kannte die zahlreichen Wege und verschlungenen Pfade, die zu den heiligen Stätten führten.

In einer derartig heiligen Stadt hielten wir uns auf. Sie lag am Ganges und hieß Benares.

Eine Stadt, in die nicht sehr viele Europäer ihren Fuß setzen. Sie gehörte den Menschen hier, die in Ruhe gelassen werden wollten, um ihrem Alltag nachzugehen, der für sie eine Verknüpfung von Religion und der Suche nach Erlösung war.

Aus dem kalten London ins heiße Indien. Das war nicht einfach zu verkraften gewesen. Doch es gab keine andere Möglichkeit, um unser Problem zu lösen.

Der Himmel sah grau aus. Möglicherweise lag es auch am Dunst, der die Stadt wie ein Tuch umgab.

Es herrschte kaum Wind, nichts wurde fortgeweht, auch nicht die für uns fremdartigen Gerüche, die hin und wieder nichts anderes waren als ein widerlicher Gestank, der sich in unseren Nasen festsetzte.

Benares ist eine Stadt am Fluß, die heiligste Stadt der Hindus. Gläubige nennen sie Varanasi. Viele suchen zwischen ihren Mauern den Pfad der Erleuchtung. Wir hatten Menschen mit entrückten Gesichtsausdrücken erlebt, die sich und die Welt völlig vergessen zu haben schienen. Hier war der Atem der Götter zu spüren, der guten und der bösen.

Wir hatten den heiligen Boden zum erstenmal betreten und hätten uns allein kaum zurechtgefunden, aber Freund Mandra Korab kannte sich aus. Er wußte genau, wo wir hinzugehen hatten.

Der Leihwagen stand auf einem kleinen Hof. Mandra kannte einen Mann, der auf das Fahrzeug achtgeben wollte. Es war ein Kaufmann, der mit Fetischen und Andenken handelte. Von seinem Haus aus war es nicht weit bis zu unserem Ziel.

Wir erlebten Indien pur. Das hatte uns Mandra Korab immer wieder

gesagt, und wir bekamen es in jeder Sekunde bestätigt.

Unser Ziel war ein Platz nahe des Flußufers. Der Ganges, der heilige Fluß Indiens, spielte auch hier eine besondere Rolle. Für meine Nase war er nur mehr eine stinkende Kloake, doch die Einheimischen dachten anders darüber.

Bettler sahen wir ebenso wie Gaukler. Auch Frauen schoben sich an uns vorbei. Mit großen, dunklen Augen schauten sie uns an, als hätten sie etwas Unrechtes getan. Bei jedem Atemzug drang mehr Staub in unsere Kehlen. Es hatte lange nicht mehr geregnet, auch der Fluß führte weniger Wasser als sonst, roch dafür noch mehr. Sehen konnten wir ihn nicht, weil eine Stadtmauer uns den Blick auf das Wasser nahm.

Wege führten durch die Mauer. Alte Tore waren geöffnet. Wir entdeckten Bemalungen an den Wänden. Zumeist zeigten die Motive die Fratzen finsterer Götter.

In den Ecken hockten Menschen, die tief in sich versunken waren. Sie hielten die Köpfe gesenkt, die Hände gefaltet. Sie beteten und meditierten und schienen auf die große Wandlung zu warten, die es ihnen ermöglichte, in eine andere Stufe des Daseins zu gelangen.

Mandra, der vorging, blieb stehen und drehte sich um. Über die Lippen des hochgewachsenen Inders mit den dunklen Augen und dem sehr männlich geschnittenen Gesicht huschte ein Lächeln.

»Ich konnte euch den Weg nicht ersparen, aber wenn wir die Treppe hier hinter uns gelassen haben, sind wir da.«

»Okay.«

Er schaute Suko an, der die ganze Zeit über nichts gesagt hatte und mit verbissenem Gesicht dastand. Ihn hatte das Schicksal wie ein Keulenschlag getroffen, und um ihn ging es im Prinzip. »In kurzer Zeit wird es sich entschieden haben, ob wir den Weg finden werden, Suko. Es ist deine Chance, das weißt du.«

»Die letzte?«

»So sieht es aus.«

Er nickte und atmete laut auf. »Ich habe mich lange genug darauf vorbereiten können. Ich werde all das tun, was man mir sagt. Und ich möchte wissen, woran ich bin.«

»Keine Sorge«, sagte ich, »das wirst du.«

Wir standen im Weg, aber die Menschen schoben sich schweigend an uns vorbei. Besonders Mandra wurde häufig angeschaut. Allein sein Erscheinen verlangte von den anderen Menschen Respekt.

Sie fühlten, daß hier ein besonderer Mensch gekommen war.

Die Treppe bestand aus sehr breiten und ausgetretenen Stufen. Sie führte dem Fluß entgegen, mündete jedoch auf einem großen Platz, wo sich zahlreiche Menschen aufhielten. Beim ersten Hinschauen sah es so aus, als würde dort ein Markt stattfinden, tatsächlich jedoch

versammelten sich an dieser Stelle des Flusses die Yogis, die Magier und Gurus, um vor und nach der Waschung in den schmutzigen Fluten des Ganges ihrer Meditation nachgehen zu können.

Über dem Wasser lag ein leichter Dunstfilm. An den Ufern schaukelten zahlreiche Boote, Touristen sahen wir nicht. Die Luft drückte schwer auf unsere Atemwege.

Wir hatten Benares laut und hektisch erlebt. Hier nicht. Obwohl sich zahlreiche Menschen auf dem Platz am Ufer zusammengefunden hatten, gab es keine Schreie zu hören. Jeder war mit sich selbst beschäftigt in dieser gespenstischen Stille.

Bevor wir gingen, gab Mandra noch eine Erklärung ab. »Was wir gleich erleben werden, ist Indien pur. Ihr dürft schauen, ihr dürft euch wundern, ihr dürft nur keine Fragen stellen, denn die Menschen wollen in Ruhe gelassen werden.«

»Von mir aus.«

»Besteht eine Chance?« fragte Suko. »Du hast gesagt, daß wir uns einem besonderen Fakir oder Yogi zuwenden werden.«

Mandra hob die dunklen Augenbrauen. »Ich hoffe sehr, daß ich es schaffe, ihn zu überzeugen. Mehr kann ich euch auch nicht sagen. Drücken wir uns die Daumen!«

»Wird er nicht reden wollen?«

Mandra lächelte Suko zu. »Es wird schwer werden. Er ist etwas Besonderes, und er weiß es. Da können Himmel und Erde zusammenbrechen, wenn er nicht sprechen will, bleiben seine Lippen verschlossen.«

»Wer ist er denn?« fragte ich.

»Ein Meister.«

Ich schaute Suko an, er mich, aus dieser Antwort wurden wir beide nicht schlau. Doch Indien war nun mal ein Land der Rätsel und Geheimnisse. Damit mußten wir uns abfinden.

Wir schritten nicht allein die breite Treppe hinab. Menschen kamen uns entgegen oder gingen mit uns. Ich konzentrierte mich auf die Gesichter, sah alte, furchige mit wissenden Augen. Aber auch junge, in denen noch das Feuer der Jugend brannte. Sie alle hatten eines gemeinsam. Einen bestimmten entrückten, möglicherweise auch nachdenklichen Ausdruck, der sie mir erscheinen ließ wie Wanderer, die auf der Suche nach den Rätseln der Welt waren.

Allmählich kamen wir dem Platz näher. Wer die Treppe hinabschritt, so wie wir, mußte sich vorkommen wie bei einem großen Bühnenauftritt. Vor uns der Platz, dahinter der breite Fluß, die Menschen, sie bevölkerten hier die Bühne des Lebens.

Die Stimmen umgaben uns wie ein ständig wechselnder Wirrwarr. Mal hoch, dann wieder ruhig, auf der anderen Seite schrill, abgehackt oder böse klingend. Sie waren immer da, als wollten sie gegen das

Rauschen der trägen Fluten ansprechen.

Zahlreiche Menschen standen in Ufernähe im Fluß und führten die heiligen Waschungen durch.

Andere hockten auf dem Platz, waren manchmal von Bewunderern umgeben, wenn sie Geschichten und Märchen erzählten oder einfach nur Gebete sprachen.

Die letzte Stufe lag hinter uns. Mandra blieb stehen. Von oben her hatte der breite Platz nicht voll ausgesehen, nun aber sahen wir das Gewimmel, und selbst Mandra, der sich auskannte, mußte sich zunächst orientieren.

»Hast du den Meister noch nicht gesehen?« fragte ich.

»Das schon. Aber ich habe den Eindruck, als hätte er den Platz gewechselt.«

»Weshalb?«

Mandra lächelte. Dabei bewegte er seine Finger. »Der Meister ist ein besonderer Mensch, das werdet ihr erleben. Es kann sein, daß er uns gespürt hat und nicht bereit ist, uns Rede und Antwort zu stehen.«

»Dann wäre unsere Reise vergeblich gewesen« sagte Suko sofort. Seine Stimme klang deprimiert.

Mandra beruhigte ihn. »Keine Sorge, wir werden ihn schon finden und dein Problem lösen.«

»Ja«, sagte Suko stöhnend. »Ich hoffe es. Ich hoffe es sehr.«

Für unsere Ohren fremde Klänge wehten über den Platz. Produziert von alten Musikinstrumenten, die von Menschen gespielt wurden. Mal klagend, mal fröhlich, dann wieder traurig. Die meisten befanden sich in einer ständigen Bewegung. Sie gingen nach rechts, nach links, sie blieben kurz stehen, liefen weiter, und es gab auch welche, die auf Händen und Füßen durch den Staub krochen, weil sie eine Buße abzuleisten hatten.

Mir blieb der Speichel weg, als ich einen Blick über die Köpfe der Männer erhaschte, die um eine Person herumstanden. Es war ein Fakir. Er hatte die Beine stark angewinkelt, seine Hände lagen auf dem Bauch. Als einziges Kleidungsstück trug er eine rote Hose.

Er lag nicht auf dem Boden, sondern auf einem Dornenhaufen, aber er blutete nicht! Die langen Dornen stachen in seine Haut, sie hätten ihn eigentlich verletzen müssen, taten es aber nicht.

»Wie ein Zombie«, flüsterte ich.

Suko hatte meine Worte gehört. »Nein, John, das ist Asien. Wer weiß, vielleicht wäre ich auch einmal zu dieser Stufe gelangt, hätte es mich nicht nach London verschlagen.«

»Bereust du es?«

»Ich weiß es nicht.« Als er mein erschrecktes Gesicht sah, sprach er schnell weiter. »Nein, ich habe es eigentlich nicht bereut, John, bis zu dem Augenblick, wo…«

»Tu mir einen Gefallen, Suko, denk darüber nicht nach. Wir werden eine Chance finden.«

»Es gibt keine, John.«

»Wären wir sonst hier?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, für mich ist es wie ein Hinterherrennen, als wollte ich eine Fata Morgana einholen, die ja nicht existiert. Es gibt Regeln, die sind mir damals im Kloster hoch oben in den Bergen von Tibet gesagt worden, und an die Regeln muß ich mich halten.«

»Komm weiter«, bat Mandra.

Wir drängten uns an den Zuschauern vorbei. Nicht weit entfernt stand ein alter Baum. Er schien hier völlig fehl am Platze und vergessen worden zu sein. Seine Äste ragten wie nackte, staubige Totenarme in alle Richtungen.

Unter dem Baum stand ein Mann, der einen orangefarbenen Turban und eine helle Hose trug. Er stand da und war von zahlreichen Kindern umringt, die eine Holzschaukel in den Baum gehängt hatten, damit der Mann seine Arme darauf stützen konnte. Die Ellenbogen berührten, die Sitzfläche der Schaukel. Ansonsten passierte nichts. Der Mann stand nur da und starrte versonnen ins Leere.

»Was hat er vor?« fragte ich.

Mandra lächelte. »Du wirst es kaum glauben, aber dieser Mann ist ein Wanderasket. Wegen eines Stehgelübdes soll er bereits seit zwölf Jahren ununterbrochen stehen.«

»Ich schluckte. Wie war das?«

Mandra mußte leise lachen. »Es stimmt, John. Indien ist eben nicht Europa.«

»Da hast du recht.«

Wir gingen weiter und trafen kurz danach einen vollbärtigen Shiva-Anhänger, der sich eine lebendige Kultschlange um den Hals gehängt hatte. Das Tier war armdick, der Mann aber hockte auf dem Boden, als wäre nichts geschehen. Er schaute den Leuten nach, die an ihm vorbeigingen. Die um seinen Hals hängende Schlange bewegte sich zuckend. Hin und wieder schnellte ihre Zunge hervor und fuhr über den staubigen Boden. Sie kümmerte sich auch nicht um die Musik, die ein alter Mann zu Ehren Shivas auf einem Muschelhorn blies. Er setzte das Instrument nicht ab. Ich konnte mir vorstellen, daß er tagelang weiterspielte.

Sie alle waren etwas Besonderes, aber noch immer nicht der Meister, der uns helfen sollte.

In der Nähe des Ufers verdichtete sich der Strom der Menschen, jeder wollte so schnell wie möglich ein Bad nehmen. Suko, Mandra und ich liefen im rechten Winkel zum Strom der Menschen, da kam es hin und wieder zu Kollisionen.

Mandra deutete mit dem Arm nach vorn. Ich stellte mich auf die Zehnspitzen und entdeckte einen Platz, der von einigen Männern markiert wurde. Sie hatten einen Kreis gebildet. Was sich in seinem Innern befand, konnten wir nicht sehen.

»Ist dort der Meister?«

»Ja.«

Ich schaute Suko an. Dessen Gesicht zuckte. Es hatte plötzlich einen harten Ausdruck bekommen.

Sehr bald schon würde sich entscheiden, ob es überhaupt möglich war, einen Weg zu finden, um alles wieder ins Lot zu bringen.

Die den Meister umstehenden Männer gehörten allen Altersgruppen an. Sie waren bunt gekleidet.

Manche Hemden oder Blusen zeigten Stickereien. Der Meister war deshalb nicht zu sehen, weil er kniete.

Die Männer aber sahen uns. Mandra Korab ging an der Spitze. Auf ihn fiel ihr Blick.

Sie erkannten sofort, daß er ein besonderer Mann war, der einer hohen Kaste angehörte. Der helle Turban war siebenmal geschlungen, schon allein daran war für den Inder ablesbar, welche Funktion Mandra Korab ausübte.

Ein bärtiger Mensch trat ihm entgegen. Er verbeugte sich, Mandra ebenfalls. Beide sprachen miteinander. Wir konnten kein Wort verstehen. Die Unterhaltung dauerte nicht lange, und Mandra drehte sich zu uns um, weil er übersetzen wollte.

»Klappt es?« fragte Suko. »Will er überhaupt mit dir reden?«

Mandra Korab wiegte den Kopf. »Wir sind zu einem nicht gerade günstigen Zeitpunkt hier erschienen.«

»Weshalb?«

»Er wird seine Buße vollziehen und gleichzeitig zeigen, wie weit er schon in seiner Askese und seiner Vollkommenheit gelangt ist.«

Leicht irritiert schüttelte ich den Kopf. »Da komme ich nicht mit, Mandra.«

Der Inder nickte. »Kann ich verstehen, John. Es ist auch nicht einfach. Ich möchte euch warnen. Was ihr gleich sehen werdet, ist für europäische Augen unglaublich. Auch für uns Inder ist es nicht normal, aber eine Tatsache und keine Illusion. Ihr habt auf dem Weg hierher selbst erlebt, zu was Menschen fähig sein können, wenn sie es geschafft haben, ihre eigenen Schwächen zu überwinden.«

»Und der Meister hier?«

»Steht ganz oben!«

»Er wird uns also unwahrscheinlich vorkommen.«

»Ja.« Mandra war sehr ernst. »Ihr braucht bei dem Experiment nicht zuzuschauen…«

»Doch, wir werden.«

»Dann okay. Moment noch.« Der Inder drehte sich um und redete mit dem Bärtigen. Dessen Augen blieben auf uns gerichtet, als wollten die Blicke bis in unsere Seelen hineingleiten. Als er nickte, wußte ich, daß wir gewonnen hatten.

Mandra kam wieder zu uns. Sehr dicht blieb er vor uns stehen. »Haltet euch zurück! Tut nichts!«

»Gut.«

Eine Lücke war gebildet worden. Wir erwischten einen ersten Blick auf den Meister. Er trug eine lange Hose mit weiten Beinen. Sein Oberkörper war nackt, nur um den Hals hatte er einen giftgrünen Schal gewickelt. Er war vielleicht in meinem Alter, besaß aber weniger Haare als ich. Sie wuchsen mehr auf der hinteren Kopfhälfte und fielen lockig in den Nacken.

Drei Männer waren hinter ihn getreten. Zwei hielten den Meister an den Schultern fest, ein dritter faßte nach dem Schal. Ich erwischte einen Blick in die Augen des ungewöhnlichen Mannes. Sie machten auf mich einen ungewöhnlichen Eindruck. Sie waren vorhanden, sahen aber nicht klar aus, sondern schienen in der Flüssigkeit zu schwimmen.

Dann öffnete er den Mund!

Wie ein Klumpen schnellte die Zunge hervor, und der Mann machte auf mich den Eindruck, als müßte er sich jeden Augenblick übergeben.

Einer reichte ihm einen Spieß, den er mit der rechten Hand umschloß. Der Vergleich mit einem Schaschlikspieß kam mir in den Sinn, aber auch ein bestimmter Verdacht, den ich Sekunden später bestätigt bekam.

Der Meister schob den Spieß quer durch seine ausgestreckte Zunge, ohne daß ein Tropfen Blut hervorquoll.

Ich schluckte, denn ich spürte an meiner Zunge einen Phantomschmerz. Meine Kehle wurde trocken. Ich drehte den Kopf, um Suko anschauen zu können.

Mein Freund beobachtete den Meister mit einem ebenso scharfen Blick, wie es Mandra Korab tat.

Der Mann hinter dem Meister hielt noch immer den Schal mit beiden Händen an den Enden fest.

Als der Meister den Spieß durch die Zunge geschoben hatte, zog er den Schal fester zusammen, als wollte er ihm die Luft abdrücken.

Ich glaubte, einen Traum zu erleben und ahnte auch, daß die Vorstellung noch nicht beendet war.

Der Meister blieb in seiner Haltung. Er hockte über den Boden, die Beine ausgebreitet. An den Schultern hielten sie ihn, und nicht das leichteste Zittern durchraste seinen von der Askese gezeichneten Körper.

Sekunden vergingen. Der Stab steckte quer in der Zunge. Auf dem

großen Platz am Ufer des Ganges schien es nur uns zu geben. Trotz der Hitze spürte ich den kalten Schauder auf meinem Leib, der sich überall festgesetzt hatte. Die anderen Stimmen hörte ich nicht. Wir schwebten in einer Oase der gespannten Ruhe.

Ich atmete nur sehr flach, weil ich keinen andern stören wollte, erst recht nicht den Meister, der seine Arme ausgebreitet hatte und zwei Finger der rechten Hand zuckend bewegte.

Damit hatte er einem der Männer ein Zeichen gegeben, das dieser auch begriff.

Einer der anderen Männer zog aus seinem Gürtel ein langes, dünnes Messer. Ein anderer brachte ein goldenes Gefäß, das er unter das Kinn des Meisters hielt.

Das Messer wurde dem Mann in die Hand gedrückt!

Wieder stockte mir der Atem. Es war einfach zu viel, es war ungeheuerlich. Ich wollte auch sprechen und eingreifen, doch es ging alles blitzschnell.

Ich sah noch den scharfen Reflex, als das dünne Messer von oben nach unten sauste.

Einen Lidschlag später bestand die Zunge des Meister nur noch zur Hälfte. Die andere war abgeschnitten worden und in das goldene Gefäß hineingefallen.

Eisiges Schweigen breitete sich aus.

Ich war entsetzt, die anderen eher fasziniert. Sie starrten den Mann sehr gläubig an, während auf meinem Rücken die Gänsehaut nicht verschwinden wollte.

Ich konnte nicht mehr hinschauen und erhaschte einen Blick auf Suko, dessen Gesicht aussah, als wäre es zu Stein geworden. Mandra Korab wandte mir den Rücken zu. Was sich bei ihm tat, sah ich nicht. Aber es ging weiter, denn der Meister nickte.

Nach meiner Schätzung waren ungefähr zehn Sekunden vergangen. Ich wartete vergeblich auf das Blut und beobachtete die langen Finger des Mannes, die wie Spinnenbeine in das Gefäß hineinkrochen und das abgeschnittene Zungenstück hervorholten.

Der Kerl hinter ihm zog den Schal nach wie vor sehr fest. Sein Gesicht war vor Anstrengung verzerrt.

Zwischen Daumen und Zeigefinger klemmte der Meister sein Stück Zunge, brachte es hoch in die Nähe seiner Lippen und drückte es blitzschnell gegen die andere Zungenhälfte.

Die beiden Hälften paßten genau zusammen. Er preßte sie noch härter aufeinander. Die Zeit verstrich. Ich spürte den Schweiß wie einen kalten Leim auf meinem Körper, bis der Mann seine rechte Hand sinken ließ und die Zunge nicht abfiel.

Es war unwahrscheinlich, unglaublich. Ein Phänomen, mit dem ich nicht mitkam, aber es war eine Tatsache.

Der Meister hatte sein abgeschnittenes Stück Zunge allein durch Druck wieder anwachsen lassen.

Rätselhaftes Indien…

***

Der Mann blieb in seiner Haltung. Zuerst traten die beiden Personen zurück, die ihn an den Schultern gehalten hatten, dann derjenige, der den Schal hielt.

Der Fakir blieb gelassen. Bevor er sich hinstellte, bewegte er seine Schultern, als wollte er sie geschmeidig machen. Dann erst sprachen die Zuschauer.

Sie redeten auf ihn ein. Sie flüsterten, sie himmelten ihn an. Er aber sagte nichts. Gelassen zog er den Spieß aus seiner Zunge, und nichts fiel mehr ab.

»Das war's«, sagte Suko. Er kam mir vor, als wäre er aus einem tiefen Traum erwacht. »Du hast gesehen, was auch ich sah, John?«

»Und wie.« Ich schüttelte mich, weil die Bilder einfach nicht weichen wollten. Was man uns da gezeigt hatte, konnten wir mit unserem Verstand nicht fassen.

Mandra Korab drehte sich zu uns um. Er machte den Eindruck eines Menschen, den dieser Vorgang nicht hatte überraschen können. Er lächelte sogar.

»Ist es das gewesen, was du uns zeigen wolltest?« erkundigte ich mich.

»Genau.«

»Und er ist bereit, uns zu helfen?«

Mandra holte tief Luft. »Ich werde mit ihm reden, wartet ab.«

»Moment mal, Freund.« Suko mischte sich ein. »Wieso weiß er was. Wer ist er?«

»Ein Heiliger. Er wird als Heiliger verehrt. Er steht über den Dingen, er empfindet keine Schmerzen mehr. Er hat die hohen Stufen erreicht. Man kann ihn zynisch als ein Produkt geistiger Genmanipulation bezeichnen. Er hat Kontakt zu den Göttern, denn er ist selbst auf dem Weg, ein Gott zu werden.«

»Hat er denn keinen Namen?« fragte ich.

»Doch, er heißt Rifa.«

Ich verengte die Augen. »Und er ist in der Lage, uns den Weg zu zeigen?«

»Ich will es hoffen.« Mandra lächelte. »Nehmt es mir nicht übel, aber ich möchte mit ihm reden. Wartet irgendwo am Ufer. Dort gibt es genügend Plätze. Ich komme dann zu euch.«

»Gut, viel Glück.«

Suko und ich gingen den Weg schweigend. Mein Freund schüttelte hin und wieder den Kopf, als könnte er das Erlebte noch nicht richtig

verarbeiten.
Wir sahen die Menschen kaum, die uns umgaben. Auch uns ließ man in Ruhe, obwohl wir Fremde waren. Die Menschen hier zeigten eine bewundernswerte Toleranz.
Vor uns wälzte sich der Ganges durch sein Bett. Braungraue Fluten, in der Mitte frei, an den Ufern von alten, schaukelnden Booten befahren. Manche mit, andere ohne Segel. Wenn sie das Tuch gesetzt hatten, bestand es oft nur aus Fetzen.
Wir fanden einen kleinen Mauerrest, wo wir uns niederließen. Nicht weit entfernt saßen Männer zusammen und spielten mit kleinen Figuren aus Elfenbein ein mir unbekanntes Spiel.
Die Sonne stach widerlich heiß durch den Dunst. Wir waren den Winter gewohnt, hier aber hielt uns die verfluchte Hitze fest wie ein gewaltiges Netz. Mein Nacken war feucht. Ich hatte den Eindruck, daß er von eingetrocknetem Schweiß bedeckt war.
»Was sagst du?« fragte ich meinen Partner und stieß ihn mit dem Ellbogen leicht in die Rippen.
»Nichts mehr.«
»Du glaubst es nicht.«
»Es fällt mir zumindest nicht leicht. Ich hoffe allerdings, daß es eine Chance ist.«
»Was dieser Mann geschafft hat, ist unglaublich. So unglaublich, daß ich ihm alles zutraue.«
»Aber Buddha ist tot.«
»Stimmt. Nur solltest du daran denken, daß viele meinen, es gäbe wieder einen. Es wird immer wieder einen geben, weil stets ein Buddha nachgeboren wird. Fragt sich nur, ob es der echte ist, ob wir womöglich die falschen Spuren verfolgen.«
»Da wird uns Mandra führen können.«
»Das hoffe ich stark.«
Suko senkte den Kopf. Ich hatte mir eine leichte Leinenmütze besorgt, um mich vor den sengenden Strahlen zu schützen. Die schob ich nach vorn und schützte mich so gegen die Sonnenstrahlen.
Mein Blick glitt über den Fluß. Ich sah die dümpelnden und schaukelnden Boote, hörte die zahlreichen Stimmen, nahm den Sonnenball über dem Dunst ebenfalls auf und hatte mit einemmal das Gefühl, als würde das Bild allmählich verschwinden.
Ein anderes drängte sich in meine Gedankenwelt. Ich dachte daran, wie alles begonnen hatte und weshalb wir nach Indien zu Mandra Korab gereist waren…

***

Begonnen hatte es in London!
In die Stadt an der Themse waren die Triaden eingefallen, um die

Mafia zu verdrängen. Suko war von dieser asiatischen Verbrechertruppe gekidnappt worden. Man hatte ihm den Stab gestohlen und ihn bei einem Banküberfall eingesetzt.

Ich bekam die Aufgabe, mit Costello zu sprechen und ihn davon zu überzeugen, seinen Platz zu räumen. Drei Tage gab man mir Frist. Es hatte nichts gebracht. Costello stellte sich stur und wollte mich statt dessen erledigen.

Mich und Jane Collins, die sich zufällig auch in Arosa aufhielt, wo Costello Urlaub machte.

Wir beide bekamen jedoch Unterstützung von einer geheimnisvollen Frau namens Francine Joy, die sich als neue Hexe bezeichnete und trotzdem zu denen gehörte, die auch den Weg der Gewalt gingen. Drei tote Mafiosi zeugten davon.

In einer spektakulären Aktion war es Suko gelungen, sich aus seinem Gefängnis zu befreien und die Vorhut der Triaden zu zerschlagen. Auch Jane und ich hatten in Arosa einen Teilsieg errungen und waren wieder zurück nach London gekehrt, wo wir aus sicherer Quelle erfuhren, daß Logan Costello noch nicht eingetroffen war.

Natürlich waren wir froh gewesen und hatten versucht, weiter zu forschen, was die Triaden anging, denn der Anführer, ein gewisser Knife, war von Suko überwältigt und in die Zelle gebracht worden.

Wir wußten natürlich, daß er sich eher die Zunge abbeißen würde, als uns ein Wort zu sagen. Trotzdem wollten wir es versuchen und fuhren in den Trakt, wo sich die Untersuchungshäftlinge in ihren Zellen aufhielten. Knife war auch noch da, nur lebte er nicht mehr. Er lag wie ein Schlafender auf seiner Pritsche und war tot.

Der herbeigerufene Arzt stellte einen äußerst raffinierten Selbstmord fest. Der Mann hatte sich tatsächlich selbst den Kehlkopf eingedrückt. Da war nichts mehr zu machen.

Auch seine Kumpane lebten nicht mehr. Der eine war durch das Feuer ums Leben gekommen, der andere hatte sich aus dem Fenster gestürzt und sich dabei das Kreuz gebrochen.

Wir standen vor dem Nichts.

Betrübt verließen wir die Unterwelt des Yard Buildings. Allerdings auch ratlos, denn Suko meinte:

»Jetzt ist die Spur endgültig gekappt worden.«

»Leider.«

»Kommen sie wieder?«

»Bestimmt. Dann aber in der Masse. Zunächst wird Costello weiter regieren können.«

»Sollen wir ihn ausfindig machen?«

»Was nutzt das? Er wird wieder alles abstreiten. Außerdem kann er sich ins Fäustchen lachen, denn wir sind es gewesen, die ihm die Probleme abnahmen.«

Wir fuhren wieder hoch in unser Büro und stellten fest, daß Glenda schon gegangen war. Auch uns hielt nichts mehr, den Superintendent hatten wir informiert, so wurde es Zeit für uns, auch nach Hause zu fahren. Glücklich waren wir nicht.

Suko verschwand in sein Apartment. Ich hörte den Anrufbeantworter ab und erkannte Jane Collins' Stimme, die mich um einen Rückruf bat.

Vielleicht hatte sie etwas herausgefunden, womit ich allerdings nicht rechnete. Nur gehörte Jane zu den Menschen, die ihren Beruf nicht verleugnen konnten und immer wieder nachforschen würden, ob es nicht noch irgendwelche Spuren gab.

Ich tippte ihre Nummer ein, das heißt, die Nummer der Horror-Oma Sarah Goldwyn. Leider meldete sie sich. Nicht weil ich sie nicht mochte, wenn sie sprach, dauerte es nur immer sehr lange, denn sie hatte zahlreiche Fragen.

Auch jetzt wollte sie mich überfallen, ich aber bat sie, Jane Collins zu holen.

»Ach, immer ihr beiden.«

»So ist das Leben, Sarah.«

»Die Hauptsache ist, daß ihr beide gesund zurückgekehrt seid.«

»Wir besitzen nun mal die Gabe des Unkrauts, das nicht vergeht.«

»Zum Glück, John. Bis bald mal wieder.«

»Halt dich tapfer, Sarah.« Sie lachte und übergab Jane den Hörer. »Du wolltest etwas von mir wissen?«

»In der Tat, John. Ich wollte nur fragen, ob du etwas von unseren Freunden gehört hast.«

»Wen meinst du damit?«

»Costello und die neue Hexe?«

»Nein, das ist vorläufig vorbei. Wir wissen nicht einmal, ob sich Costello schon in London aufhält oder ob er irgendwo in der Welt umhertourt. Das ist alles in der Schwebe. Es gibt trotzdem negative Nachrichten.«

»Welche?«

Ich berichtete ihr von den Selbstmorden, und Jane verschlug es zunächst die Sprache.

»Wirklich tot?«

»Leider.«

»Dann könnte dieses Kapitel abgeschlossen sein.«

»Vorläufig bestimmt.«

»Okay, John, und wie geht es weiter?«

»Wenn ich das wüßte. Zunächst einmal haben wir keine neuen Spuren. Mir macht die TV-Tante allmählich Sorgen. Ich weiß nicht, wann ihr Urlaub vorbei ist und ob sie ihre Sendungen aufgegeben hat. Vorstellen könnte ich es mir, denn sie will ja einen anderen Weg gehen.«

Jane Collins gab eine ernste Antwort. »Und der ist meiner Ansicht nach sehr verschlungen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich will nicht nur sagen, das es mein Feeling ist. Doch ich merke, daß etwas nicht stimmt. Diese Frau ist gefährlich. Und sie wird noch gefährlicher werden. Sie befindet sich auf dem neuen Weg. Sie wird Anklang finden, und sie weiß, daß ich ihre Gegnerin bin.«

»Also könnte sie versuchen, dich auszuschalten.«

»Das wäre eine Möglichkeit.«

»Wie willst du dich schützen?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann dir jedoch eines versprechen. So wie in Arosa wird sie mich nicht mehr überraschen. Darauf kannst du Gift nehmen, John!«

»Lieber nicht.«

Jane lachte und fragte, wie es Suko ging. »Er hat alles weggesteckt, schätze ich.«

»Dann bis später mal.«

»Okay, Jane, see you…«

Ich ging in die Küche und holte mir aus dem Kühlschrank eine Flasche Pils. Ich hatte einen richtigen Durst auf Bier, und nur das Pils konnte ihn löschen.

Es war mir ein Vergnügen, dabei zuzusehen, wie der Gerstensaft in das Glas floß und an den Seiten in die Höhe schäumte. Dabei steigerte sich mein Durst noch, und schon jetzt leckte ich mir in großer Vorfreude die Lippen.

Den ersten Schluck trank ich auf dem Weg ins Wohnzimmer. Ich wollte auch fernsehen, um mitzubekommen, wie sich die Lage am Golf entwickelte. Sie stand kurz vor dem Kollaps. Bevor ich das TV einschalten konnte, betrat Suko mit seinem Zweitschlüssel meine Wohnung.

»He, hast du es nicht ausgehalten?«

»Irgendwo schon.«

»Hol dir ein Glas und eine Flasche Bier.«

»Nicht jetzt.« Er setzte sich. »Ich habe vorhin Wasser getrunken.« Er hockte auf der Sesselkante und sah aus wie jemand, der zwar aus einem bestimmten Grund gekommen war, sich aber nicht entscheiden konnte, ihn zu nennen.

Ich kannte Suko lange genug, um das zu wissen und fragte ihn deshalb. »Was hast du für Probleme?«

»Ich habe nachgedacht.«

»Wunderbar. Dann warst du kreativer als ich. Was ist dabei herausgekommen?«

»Nichts Positives, fürchte ich.«

»Laß hören.«

Suko lehnte sich zurück und schaute gegen die Decke. Mit offenem Mund holte er Atem. »Ich habe mich gedanklich noch einmal sehr intensiv mit dem Fall beschäftigt und bin zu dem Entschluß gekommen, daß wir etwas übersehen haben.«

»Hm…«

»Es hängt mit mir, meiner Entführung und dem Verlust des Stabes zusammen.«

»Weiter.«

»Ich habe ihn wieder.«

»Was toll ist und womit du eigentlich nicht gerechnet hast.«

»Stimmt auch. Ich weiß aber, daß der Stab dazu benutzt wurde, um ein Verbrechen zu begehen. Das war dieser Banküberfall, wenn du dich erinnern kannst.«

»Klar.«

»Dabei hat es einen Toten gegeben, John. Du kennst auch die Regeln des Stabs, daß sein Träger, wenn er das Wort gerufen hat, alles tun kann, nur eben nicht töten…«

Ich pfiff leise durch die Zähne. Im Nacken spürte ich ein gewisses Ziehen. »Jetzt meinst du natürlich, daß der Stab möglicherweise seine Funktion verloren hat.«

»Ich weiß es nicht.«

»Ganz einfach, Suko. Probiere es aus.«

Er senkte den Kopf. Ich sah trotzdem sein etwas schüchternes Lächeln, was ich von ihm nicht kannte. »Du wirst mich möglicherweise auslachen, John, doch ich habe mich bisher nicht getraut, die Probe aufs Exempel zu machen. Es klingt verrückt, nur brachte ich es einfach nicht fertig, mich diesem Problem zu stellen.«

»Gut, und jetzt bist du bei mir.«

»Richtig, denn ich wollte dich dabei haben. Ich will, daß wir beide den. Versuch unternehmen. Du weißt selbst, John, was da für mich und für uns von abhängt.«

»Wem sagst du das?«

»Dann stimmst du mir zu?«

»Es gibt keinen Grund, dich abzuweisen. Wo ist er? Wir werden es schon schaffen.«

»Danke.«

Ich schüttelte den Kopf. »Himmel, was bist du seltsam. So kenne ich dich ja gar nicht.«

»Es steht auch wahnsinnig viel auf dem Spiel. Das fühle ich genau.«

»Nimm's leicht.« Ich dachte nicht so pessimistisch wie mein alter Freund und Kollege, ging aber davon aus, daß es besser war, einen Versuch zu starten. An die Folgen eines Fehlschlags wollte ich lieber nicht denken. Da sträubten sich mir jetzt schon die Nackenhaare.

Suko holte mit einer beinahe befremdlichen Geste den Stab aus

seiner Innentasche hervor. Beinahe vorsichtig faßte er ihn an, aus Sorge, der könne ihn zerbrechen.

»Steh bitte auf, John!«

»Gut.« Ich erhob mich. »Und jetzt?«

»Geh durchs Zimmer. Ich werde das Wort rufen.«

»Abgemacht.« Auch mich hielt eine gewisse Spannung umklammert, und ich konnte den Schauder nicht unterdrücken.

Ich drehte Suko den Rücken zu, als ich mich in Bewegung setzte. Der Teppich schluckte die Schrittgeräusche, deshalb hörte ich meinen Freund so heftig atmen.

Vor der Wand drehte ich mich um, ging wieder einen Schritt und hörte das alles entscheidende Wort.

»Topar!«

Ich aber ging weiter!

***

Ich sah meinen Freund vor mir wie eine blasse Figur. Aus seinem Gesicht war die Farbe gewichen, die Augen hatten zudem jeglichen Glanz verloren. Die Haut wirkte um Jahre gealtert.

Ich war stehengeblieben, freiwillig allerdings und bekam mit, wie Suko immer mehr verfiel. Seine Faust öffnete sich wie von selbst. Der Stab rutschte ihm aus der Hand, rollte über die Sesselkante und blieb neben dem Möbel liegen, wobei Suko keinerlei Anstalten traf, ihn wieder aufzuheben und einzustecken.

Es war einfach furchtbar für ihn und auch für mich, denn in diesem Augenblick brach für uns beide irgendwo eine Welt zusammen. Es war etwas eingetreten, was wir im Innern immer schon befürchtet hatten. Der Stab reagierte nicht mehr. Die Kraft des großen Buddha hatte ihn verlassen, weil er entweiht worden war.

Auch ich mußte mich setzen. In Sukos Augen schimmerte es feucht. Verdammt, ich konnte ihn verstehen. Ich griff zum Glas. Es geschah automatisch. Langsam trank ich es leer, und das Bier schmeckte plötzlich fade.

Mein Gott, wie lange hatte uns der Stab hervorragende Dienste erwiesen und uns beide aus lebensgefährlichen Situationen gerettet. Das sollte nun alles vorbei sein? Es war nicht zu fassen. Ein Schlag mit der Keule hätte uns nicht härter treffen können.

Suko sagte nichts. Auch ich hätte ihm kein Wort des Trostes spenden können. Wenn ich etwas sagte, wäre es doch nur falsch gewesen. Da mußten wir eben hindurch.

Minuten vergingen. Wir verbrachten die Zeit schweigend, nur unser Atmen war zu hören.

Suko fing sich als erster, denn ihn ging es an. »Ich habe es befürchtet, John.« Er wischte über seine Augen. »Ich habe es befürchtet und auch

irgendwo gewußt. Sie setzten ihn ein, und sie setzten ihn genau im falschen Moment ein. Es ist vorbei.«

Ich schenkte mir noch einmal nach, ohne es bewußt zu erleben. In meinem Hirn rotierten die Gedanken. Es waren Ströme, die von allen Seiten zusammentrafen, sich aber nicht kanalisieren ließen, so daß ich zu keinem Resultat kam.

»Was können wir tun, Suko?« Es war eine blöde Frage, aber sie mußte einfach heraus.

»Nichts. Rein gar nichts.« Er breitete die Arme aus. »Die Kraft ist verschwunden. Du kannst nicht hingehen und sie wieder zurückholen. Das ist unmöglich.«

Ich nickte und schüttelte den Kopf. »Irgendwie ist mir das zu endgültig, Suko.«

»Hast du einen Vorschlag?«

»Nein, noch nicht. Ich bin aber davon überzeugt, daß wir hier in London nichts unternehmen können.«

»Sondern?«

»Asien, Suko. Du hast den Stab in einem tibetanischen Kloster bekommen. Unter Umständen müßten wir mit diesen Mönchen reden. Möglicherweise wissen sie mehr. Es geht um Buddha, und sie…«

»Nein, John, das wird keinen Sinn haben. Sie haben mich schon damals sehr deutlich davor gewarnt, den Stab zu entehren. Das ist nun geschehen, und es gibt kein Zurück mehr.«

»Können wir nicht trotzdem nachforschen?«

»Wie denn?«

»Wir müßten jemand damit beauftragen, der sich ebenfalls auskennt. Das ist unsere Chance.«

Suko lachte mich scharf aus. »Beauftragen, John? Wen willst du denn damit in Schwierigkeiten bringen?«

Ich winkte ab. »Ich weiß nicht, ob es sich dabei um so große Schwierigkeiten handelt. Jedenfalls bin ich nicht gewillt, dies alles hinzunehmen.«

»Dann bitte, rücke mit konkreten Vorschlägen heraus. Oder nur mit einem.«

Ich schaute Suko an. »Das mache ich auch, keine Sorge.« Wieder begann ich durch das Zimmer zu wandern. »Der Buddhismus ist nicht allein auf Tibet begrenzt. Wir finden ihn in China ebenso wie in Malaysia oder in Indien. Und Indien ist für mich ein Stichwort. Wenn wir den Chronisten Glauben schenken, ist Buddha während seiner langen Wanderjahre oft genug in Indien gewesen. Er hat dort gelehrt, er hat dort seine Anhänger gefunden, er hat in diesem Subkontinent seine Lehren verbreitet, die bis heute noch Bestand haben. Es gibt dort viele Weise, Mönche, Erleuchtete, die eventuell einen Weg wissen, was wir tun müssen, um die Kraft des Stabes zurückzugewinnen.«

»Sag mir Namen.«
»Ich kann dir direkt keinen nennen, Suko, das weißt du. Aber es gibt jemand, der sich auskennen muß.«
»Mandra Korab.«
»An ihn habe ich gedacht!«
Suko bewegte seine Augenbrauen und die Stirn. Bei ihm ein Zeichen, daß er intensiv nachdachte.
»Mandra Korab hat mit dem Stab nie etwas zu tun gehabt.«
»Das weiß ich, Suko. Trotzdem kennt er das Land, weiß um die Geheimnisse dieses Kontinents. Ich könnte mir vorstellen, daß sich zumindest eine Lösung andeutet.«
Mein Freund atmete schwer. »Okay, John, dann versuche es bitte. Vielleicht erreichst du ihn.«
Zeit, bis ich durchkam. Längst war es tiefdunkel über London geworden.
Dann hatte ich Mandra Korab am Draht. Seine Stimme klang dünn, als wäre jemand dabei, ihm allmählich die Luft abzuschnüren. Ich redete ziemlich lange mit ihm. Er hörte sich die Probleme an und versprach, etwas zu unternehmen.
»Besteht überhaupt eine Chance?«
»Das kann ich dir nicht sagen. Wartet auf meinen Anruf. Er kann schnell erfolgen, kann aber noch dauern.«
»Okay, bis dann.«
Ich berichtete Suko, daß unser Freund Mandra sich bemühen wollte, doch der Inspektor hob nur die Schultern. Er schien dem Braten einfach nicht zu trauen.
Suko blieb bei mir. Keiner von uns wollte ins Bett. Wir erlebten, wie lange sich die Nacht hinzog.
Auch die Glotze lenkte uns nicht ab. Nur bei Nachrichtensendungen, deren Inhalt sich mit der Golfkrise beschäftigte, schreckten wir hoch.
Mitternacht näherte sich, es begann ein neuer Tag, und Mandra rief noch immer nicht an. Mir fielen die Augen zu.
Als ich erwachte, war es Zeit, ins Büro zu gehen. So lange hatte ich eigentlich nicht schlafen wollen.
Suko hing noch schläfrig in seinem Sessel. »Fahren wir ins Büro?« fragte er.
»Nein, wir warten.«
»Gut, dann sag aber Bescheid.«
Das wollte ich später machen. Dazu kam es nicht mehr, denn als das Telefon läutete, wußte ich einfach, daß es nur Mandra Korab sein konnte. Das hatte ich im Gefühl.
Und er war es.
»Gibt es eine Chance?« rief ich.
»Eine winzige, sie wäre jedoch einen Versuch wert. Wir müssen in

die heilige Stadt Benares.«
»Du bist dabei?«
»Sicher.«
»Wann sollen wir los?«
»So rasch wie möglich. Noch hält sich meine Kontaktperson in der heiligen Stadt am Ganges auf. Ich werde mit ihr über das Problem reden, das wir dann hoffentlich lösen können.«
»Wäre phantastisch, Mandra.«
»Hoffen wir das Beste. Ich bleibe in meinem Haus. Ruft ihr an wegen des Flugs?«
»Natürlich.«
Ich legte auf. Verdammt noch mal, meine Hand zitterte sogar. So aufgeregt war ich plötzlich.
Über das Telefon hinweg schaute ich Suko an. Das Gesicht des Inspektors verriet nicht mehr die Leere. Jetzt zeichnete sich die Spannung darin ab.
Ich spreizte einen Daumen zum Zeichen des Sieges.
Mein Freund winkte ab. »Soweit ist es noch nicht.«
Ich schwang mich aus dem Sessel. »Los, hoch mit dir, Alter! Kümmern wir uns um den Flug…«
Eine fette Fliege hatte sich mein Gesicht als Landeplatz ausgesucht und krabbelte über die Haut.
Das schreckte mich aus meinen Gedanken hoch. Ich scheuchte sie weg und hörte Sukos leise Stimme.
»Hast du geträumt?«
»Nein, nur an London gedacht.«
»Da ist es Winter und so herrlich kalt.«
Ich hob die Schultern. »Ja, aber wir hocken hier und werden es durchstehen müssen.«
Der Inspektor drehte sich um. »Mandra redet noch immer mit unserem Wundermann. Hoffentlich kann er ihn überreden.«
»Keine Sorge, das wird er schon. Mandra ist eine bekannte Persönlichkeit. Er schafft es, davon bin ich überzeugt. Der findet den Weg.«
Zwei Frauen kamen vom Fluß. Ihre Saris waren naß geworden. Rasch gingen sie an uns vorbei.
Mandra brachte seinen Gesprächspartner nicht mit, er kam allein. Wir schufen ihm Platz, so daß er sich zwischen uns setzen konnte.
Seinem Gesicht war nicht zu entnehmen, ob er erfolgreich gewesen war. Er sagte nur: »Es ist schwer, sehr schwer, Freunde.«
»Und?« Wie stehen die Chancen?
»Ich weiß es nicht genau, John.«
»Will er uns denn helfen?« fragte Suko.
»Wir sind Ausländer. Sein Vertrauen ist nicht sehr groß. Ich habe es

erst wecken müssen. Jedenfalls können wir hier in Benares nicht bleiben, wir müssen woanders hin. Ungefähr zweihundert Meilen östlich liegt der Ort Gaya. Dort werden wir möglicherweise Aufklärung finden, denn dort lebt er.«

»Wer?«

»Ein Buddha.«

»Moment mal«, warf ich ein. »Doch nicht *der* Buddha. Der ist längst tot. Er starb ungefähr vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung.«

»Das stimmt, John, doch es gibt immer wieder Erleuchtete, die seine Nachfolge angetreten haben. Diese Menschen schaffen es auch als Lebende, die höheren Stufen zu erreichen. Einer von ihnen lebt eben in Gaya, wo auch Buddha begraben sein soll.«

»Der Ur-Buddha«, versicherte ich mich noch einmal.

»Das stimmt wohl.«

»Was sagst du dazu, Suko?« Ich sprach an unserem Freund Mandra Korab vorbei.

»Es ist schwer für mich, dies zu glauben.«

»Versuche es trotzdem.«

»Natürlich.«

»Will er denn mitfahren?« fragte ich.

Mandra schüttelte den Kopf. »Nein, das auf keinen Fall. Es kann sein, daß er trotzdem dort ist. Wundert euch nicht.«

»Schön. Und wie geht es dann weiter?«

»Wir werden nach dem Erleuchteten fragen müssen.«

»Hast du denn eine Garantie, daß wir den Fall erfolgreich abschließen können?«

»Nein, Suko, die habe ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie die Kraft des Stabs wiederhergestellt werden soll. Da müssen wir eben ein gewisses Vertrauen zeigen.«

Suko wiegte den Kopf, bevor er aufstand. »Skeptisch bin ich schon.«

Ich hatte eine andere Frage. »Wie kommen wir nach Gaya?«

»Mit dem Zug.«

»Ach ja?«

»Sicher. Es ist am besten. Mit dem Wagen durch die Berge zu fahren, ist kein Vergnügen.«

»Und der Zug fährt pünktlich.«

»Klar, am Abend. Er braucht für die Strecke ungefähr eine Nacht.«

Ich winkte ab. »Mir soll es recht sein.«

Auch wir standen auf und folgten Suko, der bereits vorgegangen war. Dabei passierten wir zwangsläufig den Fakir Rifa. Er hockte auf dem Boden und trank Wasser aus einer Schale, doch er hatte keinen Blick für uns. Er trank das Wasser in kleinen Schlucken und sah aus, als wollte er jeden besonders genießen.

»Komischer Typ«, meinte Suko.

Ich hob nur die Schultern. »Was willst du machen? Sie sind nicht alle so wie ich.«

Suko konnte heute keinen Spaß vertragen. Er winkte nur ab und ging weiter.

***

Der Bahnhof von Benares!

Wenn jemand sagt, Bahnhöfe auf der Welt sind überall gleich, dann stimmt das nur bedingt, denn der Bahnhof von Benares bot sicherlich eine Ausnahme.

Ich hatte den Eindruck, in eine Wolke zu treten. Eine Wolke aus Menschen, Tieren, Gerüchen und Gestank.

Suko war bei mir geblieben, im Gegensatz zu Mandra Korab, der noch etwas zu erledigen hatte, wie er uns sagte. Am Zug auf Gleis drei wollten wir uns treffen.

Manche Fahrgäste nahmen es wörtlich. In Ermangelung anderer Plätze hatten sie sich auf die Schienen gehockt, palaverten oder starrten dumpf vor sich hin.

Natürlich gab es auch Beamte, die allerdings störten sich nicht daran und verzogen sich zumeist unter die langen Schatten der Bahnhofsdächer.

Wir hatten uns bereits Karten gekauft. Mandra Korab hatte für die erste Klasse plädiert, in der zweiten ließ es sich kaum aushalten, und in der dritten erst recht nicht.

Einsteigen wollten wir noch nicht, denn in den Wagen war es stickig und heiß. Auf die flachen Dächer brannte seit Stunden gnadenlos die Sonne.

Was Mandra noch vorhatte, darüber ließ sich nur spekulieren. Er hatte keine Andeutung gemacht und war klammheimlich verschwunden. Hier traf sich alles, was weder Rang noch Namen hatte. Die skurrilsten Gestalten zogen an uns vorbei. Familien, Bettler, Gaukler oder Typen mit finsteren Bärten. Dazwischen Mönche und Heilige, die sich wie auf Schienen bewegten, wenn sie gingen.

Von einem weiteren Erleuchteten hatten wir bisher nichts gehört. Das war uns wirklich neu gewesen. Ich konnte mir gut vorstellen, daß auch manche Anhänger Buddhas in ein gewisses Sektierertum verfielen.

Auf einer schmalen Bank wurden zwei Plätze frei. Blitzschnell setzten wir uns hin und schauten auf die Schlange der Wagen.

In der dritten Klasse drängten sich bereits die Fahrgäste. Mit Sack und Pack bevölkerten sie die Abteile. Viele hatten Haustiere mitgenommen. Hühner, Enten, sogar zwei quiekende Schweine tauchten mit ihren Schnauzen ab und zu hinter den Scheiben auf.

Dann kam er!

Das heißt, er wurde getragen, denn soviel wir erkennen konnten, besaß der klapperdürre Mann keine Beine mehr. Die Trage bestand aus zwei Bambusstangen, zwischen die ein festes Tuch gespannt worden war. Vier Träger hielten sie fest. Kräftige Gestalten in grauschwarzer Kleidung und ebenso düsteren Turbanen auf den Köpfen. Die Menschen schufen respektvoll Platz, wenn der Dürre in ihre Nähe geriet. Möglicherweise hatten sie auch Angst vor den Schlangen, die sich tim den Nacken des Mannes wanden. Es waren mindestens vier, die nie Ruhe gaben und sich ständig bewegten. Er spielte mit ihnen und ließ ihre schlanken Köpfe über seine Hände gleiten. Auch der beinlose Knabe wollte wegfahren. Die vier Träger schafften ihn in einen der hinteren Wagen.

»Der fährt sogar erster Klasse«, murmelte Suko.

»Kennst du ihn?«

»Wieso das denn?«

Ich grinste. »Kam mir so vor.«

»Hör auf mit dem Quatsch!«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, erschien Mandra Korab. Wir rückten zur Seite, er fand ebenfalls Platz und schaute sich ziemlich mißtrauisch um.

»Hast du was?« fragte ich ihn.

»Kaum. Es geht mehr um euch.«

»Wie das?«

»Es ist schwer zu sagen, aber es hat sich herumgesprochen, daß zwei Ungläubige, will ich mal sagen, nach Gaya fahren wollen, um den Erleuchteten zu besuchen.«

»Und weiter?«

»Man sieht das nicht so gern.«

»Warum nicht?«

»Benares ist eine heilige Stadt, aber manche Plätze in Gaya sind noch heiliger. Außerdem sind sie durchweht vom Odem zahlreicher Dämonen und Geister. Es wird schwierig für uns werden.«

»Du hast keinen Sesam-öffne-Dich?«

Mandra lächelte schmal. »Nein.«

»Wirst du denn akzeptiert?«

Er hob die Schultern. »Ich kann es nur hoffen. Ich bin ja nicht zum Spaß so lange verschwunden gewesen. Ich wollte herausfinden, ob sich etwas tut. Man hält euch bereits unter Kontrolle. Man wird euch nicht aus den Augen lassen. Auch im Zug nicht. Wir sollten uns davor hüten, einzuschlafen.«

»Womit müssen wir rechnen?« Suko brachte es genau auf den Punkt.

»Daß man für eine besondere Reise sorgen wird, die auch mit dem Tod enden könnte.«

»Wie schön«, murmelte ich.

»Manche Sekten verstehen eben keinen Spaß, wenn es um bestimmte Heiligtümer geht.«
»Dabei ist der Buddhismus so friedlich.«
»Stimmt. Die Ur-Religion schon. Aber nicht das, was aus ihr teilweise entstanden ist. Ich blicke da selbst kaum durch, was sich in diesem Subkontinent alles etabliert hat. Denkt nur an die Palmblatt-Bibliothek in Bangalore.«
»Da hast du leider recht.« Ein Fall war angesprochen, der noch nicht lange zurücklag, an den ich allerdings ungern erinnert werden wollte.
»Wann starten wir denn?« fragte Suko, der die vorbeiströmenden Menschen genau beobachtete.
»Was ist schon Zeit?«
»Es muß doch eine Uhrzeit angegeben worden sein.«
»Die ist seit drei Minuten überschritten.«
Ich stöhnte auf, winkte ab und lehnte mich zurück. Fliegen umsummten uns. Sie waren widerlich dick und schimmerten dabei in zahlreichen Farben.
Zwei »alte« Bekannte verließen den Zug. Sie gehörten zu den vier Trägern, die den Beinlosen in den Wagen geschafft hatten. Mandra bemerkte meinen mißtrauischen Blick und erkundigte sich nach dem Grund.
Ich berichtete ihm von dem Knaben.
Der Inder pfiff durch die Zähne. »Das ist heiß! Da haben wir ja schon unsere Freunde.«
»Wie das?«
»Sie gehören einer Sekte an, die den Schlangenkult verehren.«
Ich hakte sofort nach, »Kali?«
Mandra nickte andeutungsweise. »J… ein«, möchte ich mal sagen. »Nicht Kali, dafür Parwati. So wird sie immer noch genannt, die Todesgöttin. Auf manchen Bildern, ist sie ähnlich einer Medusa mit Schlangenhaaren zu sehen, wobei das blutbefleckte Gesicht geblieben ist und die Kette aus Menschenköpfen ebenfalls.«
»Nur nicht Kali!« stöhnte Suko.
Ich hob die Schultern. »Wir haben uns hier hineingehängt und müssen mit allem rechnen.«
»Ich will nur, daß mein Stab wieder seine normale Funktion bekommt. Alles andere ist mir ziemlich egal.«
»Wobei du manchmal nicht das eine von dem anderen trennen kannst«, gab Mandra zu bedenken.
»Wie stehen meine Chancen überhaupt?«
»Dazu kann ich nichts sagen. Wir müssen erst in Gaya sein und die heiligen Plätze aufsuchen.«
Ich hatte mich an der Unterhaltung nicht beteiligt, weil ich mich auf die beiden finster aussehenden Typen konzentrierte. Aus ihren Gürteln

schauten. Griffe hervor, die entweder zu langen Messern oder aber zu Schwertern gehörten.

Sie blieben weiterhin vor dem Wagen stehen und taten ziemlich unschlüssig. Dabei sah ich genau, daß sie uns nicht aus den Augen ließen, auch wenn sie die Blickrichtungen hin und wieder änderten.

Ich machte Suko darauf aufmerksam.

Mein Freund nickte. Er hatte seinen alten Willen zurückbekommen. »Nehmen wir sie uns vor?«

»Besteht ein Anlaß?«

»Der ließe sich finden.«

»Nein, nein«, sagte Mandra warnend. »Laß sie in Ruhe. Es könnte großen Ärger geben, denn sie sind so etwas wie eine Institution. Jeder kennt die Männer der Schlange und würde viel darum geben, ihnen einen Gefallen erweisen zu können.«

»Weil du es bist«, sagte Suko.

Wir brauchten nicht zu ihnen zu gehen, sie kamen von selbst. Zugleich überquerten sie den Bahnsteig, und andere, die ihnen entgegenliefen, schufen respektvoll Platz.

»Bleibt ruhig sitzen!« flüsterte Mandra uns zu. »Ich werde das übernehmen!«

»Hast du eigentlich deine Dolche dabei?«

»Und ob.«

Die Dolche waren in der Tat nicht mit normalen zu vergleichen. Angeblich sollten sie einmal dem Gott Wischnu gehört haben. Gefunden hatte Mandra sie nach langer Suche in einem alten Grabmal, in dem zwei Göttinnen beigesetzt worden waren. Die Dolche waren aus den Armen sterbender Dämonen hergestellt worden, die der Göttin Kali gedient hatten. Der Gott Schiwa hatte sie dann übernommen und die Todesgöttin damit bekämpft, wobei er später auf seinem Adler Garuda davongeritten war. Die Klingen der Waffen waren schmal, aber pechschwarz, und die Griffe leuchteten in einem geheimnisvollen Blutrot.

Die beiden Typen hatten es tatsächlich auf uns abgesehen, denn sie kamen geradewegs auf uns zu und blieben so dicht vor uns stehen, daß wir sie riechen konnten.

Ihre Kleidung strahlte einen rauchigen Geruch aus, als hätten sie damit nahe beim Feuer gesessen.

Kantige Gesichter mit wuchernden Bärten und stechenden Augen drehten sich zu uns um. Einer von ihnen sprach. Es hörte sich an wie ein heiseres, hartes Bellen.

Es mußte eine Frage gewesen sein, denn Mandra Korab gab eine Antwort. Auch seine Stimme klang nicht eben sanft, er blieb sogar dabei sitzen, was die Kerle sauer machte.

Sie legten ihre Hände auf die Griffe der Waffen…

Ich spannte mich, Suko saß ebenfalls wie auf dem Sprung. Dann stand Mandra auf. Er überragte beide. Sie schraken unwillkürlich zusammen und hörten sich Mandras hart gesprochenen Monolog an. Er hob dabei den rechten Arm und wies zum Zug.

Die Männer erwiderten nichts mehr, nur ihre Blicke verdüsterten sich noch weiter. Schließlich machten sie kehrt und gingen mit schnellen Schritten davon.

Sie stiegen ein und zeigten sich zunächst einmal nicht.

Mandra setzte sich wieder. Noch in der Bewegung hörte er meine Frage. »Was hast du ihnen gesagt?«

»Daß sie sich hüten sollen.«

Ich lächelte schief. »Werden Sie den Rat befolgen?«

»Wenn sie schlau sind, gewiß.«

»Was wollten sie noch?«

»Uns eine letzte Warnung erteilen. Ich darf nach Gaya, für euch wird es schlimm und tödlich.«

»Ich zittere jetzt schon.«

»Nimm es nicht zu leicht, John. Es sind nicht nur die vier Männer und der Beinlose. Sobald sie erkannt haben, daß Weiße in der Stadt sind, die nicht zu irgendeiner Religionsrichtung gehören, wird man die Jagd auf euch eröffnen.«

»Wir sollten uns verkleiden«, schlug Suko vor.

Mandra Korab schüttelte den Kopf. »Das hat jetzt keinen Sinn mehr, Freunde, weil es sich schon herumgesprochen hat, daß wir auf dem Weg sind. Leider habe ich das vorher auch nicht bedacht.«

»Okay, belassen wir es dabei.«

Zwei Schaffner erschienen auf dem Bahnsteig. Einer schaute auf die Uhr und steckte eine Pfeife zwischen die Lippen. Sie gab einen dermaßen schrillen Ton ab, der mir in den Ohren schmerzte und ich das Gesicht verzog.

»Bitte einsteigen!«

Das wußten auch andere Fahrgäste. Vor den Wagen der niedrigen Klassen drängten sie sich zusammen. Es kam zu einem großen Geschiebe und Gestoße.

Wir mußten an das Zugende und dabei auch das Fenster des Abteils passieren, hinter dem ich vorhin die Gesichter der Leibwächter des Beinlosen gesehen hatte.

Diesmal zeigten sie sich nicht. Dafür sah ich das knochige, ausgemergelte Gesicht des Alten, dessen Kopf mich an einen Totenschädel erinnerte, wobei die Augen tief in den Höhlen lagen.

Aber das war es nicht, was mir auffiel. Er kam mir vor, als wäre er in die Höhe gehoben worden, doch von den Leibwächtern sah ich keine Spur.

Ich war nicht faul und sprang kurz in die Höhe. Die Scheibe war sehr

schmutzig. Allerdings nicht so schlimm verdreckt, als daß ich nichts hätte sehen können.

Schwebte der alte in der Luft?

Bevor ich noch einmal springen konnte, stieß mir jemand, der es besonders eilig hatte, seinen Koffer in den Rücken. Ich stolperte nach vorn und ging automatisch weiter.

»War was?« fragte Suko.

Ich winkte ab. »Kaum der Rede wert. Ich wollte nur einen Blick in die tollen Abteile werfen.«

Er zwinkerte mir zu, weil er mir kein Wort glaubte. Aber dafür konnte ja ich nichts.

Mandra war schon eingestiegen. Es gab zwar keine Platzkarten, aber wir wollten doch eines für uns drei allein haben.

Das schafften wir auch. Leider hatte die Sache einen Haken. Es befand sich direkt neben dem Abteil unserer »Freunde«.

»Zufall?« fragte Suko.

»Fügung«, erwiderte Mandra. »Ich kann mir vorstellen, daß unsere Reise sehr abwechslungsreich wird.«

»Rechnest du auch damit, daß sie Verstärkung bekommen?«

»Unterwegs vielleicht. John, vergleiche diese Reise bitte nicht mit einer Zugfahrt in Europa. Wollt ihr noch etwas essen?«

Ich grinste. »Gibt es denn hier einen Speisewagen?«

»In diesem Zug nicht. Ich würde noch einmal aussteigen und für jeden Reis besorgen.«

Wir waren dafür. Mandra verschwand. Er wußte hoffentlich, wo er was zu kaufen hatte. Ich wollte mir nicht unbedingt eine Darmkrankheit holen.

Die Sitze waren gepolstert und zeigten einige Schmutzflecken. Als Suko sich setzte, sank er tief ein, obwohl er sich über den Druck beschwerte, der ihm aus dem Polster entgegendrängte. Da war wohl eine Sprungfeder durchgeschossen.

Die Luft konnte man trinken, trotz des offenen Fensters.

Mandra war noch nicht in Sicht. Es war auch noch etwas Zeit, denn noch immer stiegen weiter vorn die Passagiere ein.

Ich drehte mich wieder um. »Bleib du mal hier«, sagte ich zu Suko.

»Was hast du vor?«

»Mich umschauen.«

Er deutete auf das Nachbarabteil. »Dort?«

»Vielleicht.«

»Sei nur vorsichtig«, warnte er. »Auch Mandra Korab hat sich nicht umsonst besorgt gezeigt.«

»Keine Sorge, ich packe das.«

Der Wagen stammte aus England. Die Krone hatte ja mal Indien als Kolonie besessen und war nicht immer freundlich mit den Bewohnern

umgegangen. Ich verstand, weshalb manche Inder auf die ehemalige Kolonialherren nicht gut zu sprechen waren.

Überall waren noch die alten Schilder. Sie waren in das Holz geschraubt worden.

Der Gang war leer, bis auf einen Mann, der am Ende stand und rauchte. Er sah mich nicht, sondern schaute versonnen aus dem Fenster.

Um in das von den Beinlosen und seinen vier Aufpassern besetzte Nachbarabteil schauen zu können, mußte ich nach rechts gehen. Zwei kleine Schritte reichten aus.

Erkennen konnte ich nichts.

Sie hatten die Vorhänge zugezogen, aber es gab da einen Spalt, durch den ich linste.

Die vier in Grau gekleideten Typen saßen sich gegenüber. Zwei auf jeder Seite. Sie hockten da, als hätte man sie festgenagelt. Das alles war noch normal.

Als nicht normal sah ich die Haltung des Beinlosen an. Zusammen mit seinen Schlangen schwebte er zwischen seinen Aufpassern in der Luft. Ich konnte sogar die beiden Beinstümpfe erkennen.

Sein Gesicht verschwamm im Dunkeln. Ich schaute auch nur einen Moment hin, trat schnell wieder zurück und merkte, wie das Blut heiß durch meine Adern lief.

Auch dieser Kerl besaß magische oder geheimnisvolle Kräfte. Allmählich wurde mir hier alles ziemlich unheimlich. Ich hörte Schritte und drehte mich um.

Mandra Korab kam. Er hielt drei aus Fettpapier bestehende Tüten unter dem Arm. »So, ich habe noch etwas bekommen.«

Ich öffnete ihm die Tür.

Dann saß ich neben Suko, mit dem Rücken zum Nachbarabteil. Mandra hockte uns gegenüber. Auf seinen Lippen lag ein gespanntes Lächeln. Er sah die Lage ziemlich locker.

Mißtrauisch schielte ich in die Tüte. Der Reis schimmerte hell, er war auch trocken. Die schwarzen Klumpen aber sahen undefinierbar aus. Das konnte alles Mögliche sein.

»Was sind das für Tierchen?« fragte ich.

»Keine Sorge, John, das ist gebratenes Geflügel. Etwas scharf angebraten, das gebe ich zu. Aber es schmeckt nicht schlecht.«

»Kann ich bestätigen«, meldete sich Suko, der dabei war, mit einer kleinen Holzgabel zu essen. Er schaufelte Reis und Fleisch in seinen Mund.

»Los, sonst verhungerst du noch!« Mandra machte mir Mut, und ich fing endlich an.

Er hatte nicht gelogen. Selbst meiner europäischen Zunge schmeckte dieses Essen. Es war scharf, es war süß und auch nicht zu trocken.

Currypulver schimmerte ebenfalls zwischen den Körnern.

»Da wäre noch etwas«, sagte ich, horchte aber auf, weil ein grelles Signal über den Bahnsteig schallte. Der Zug setzte sich endlich in Bewegung. Ein Ruck erfaßte unseren Wagen. Mir kullerte Reis von der Holzgabel.

Dann stampfte die Dampflok weiter. Es zischte wie in alten Tagen, und an den Fenstern draußen huschten die hellen Wattebäusche vorbei. Auf dem Bahnhof hatten mehrere moderne Dieselloks gestanden. Ausgerechnet unser Zug bekam eine Dampflok.

»Du wolltest noch etwas sagen, John«, erinnerte Suko mich.

»Ja, das stimmt. Als Mandra das Essen holte, konnte ich einen Blick ins Nachbarabteil erhaschen, wo ich den Beinlosen sah.«

»Was ist mit ihm?«

»Er schwebte, Mandra!«

Der Inder ließ seine Tüte sinken. Er schaute für einen Moment aus dem Fenster, ohne jedoch richtig etwas zu sehen. Dann dachte er nach und legte die hohe Stirn in Falten. »Du hast dich nicht getäuscht, John? - Er schwebte?«

»So ist es!«

Mandra aß weiter und tat so, als hätte er etwas völlig Normales gehört. Wir rollten inzwischen durch die Vorstädte von Benares.

»Hast du mich nicht verstanden?«

»Doch, John.«

»Okay. Und weshalb gibst du keine Antwort? Du bist doch der Fachmann. Du stammst aus diesem Land.«

Er aß die letzten Bissen, knüllte die leere Tüte zusammen und ließ sie in einem Abfallkorb verschwinden. »Dann hast du einen sehr mächtigen Mann gesehen.«

»Du kennst ihn?«

»Ja, ich habe von ihm gehört, wußte aber nicht, daß die vier Leibwächter zu ihm stehen.«

»Was hat er vor?«

»Es ist der beinlose Gott!«

Ich schaute Suko an, dann Mandra, aber nur der Inder wußte mehr über diese Person. »Der beinlose Gott ist ein mächtiger Fakir. Er hat sich allein auf die geistigen Kräfte konzentriert und versucht seit Jahren schon, nicht zu sterben. Man weiß nicht, wie alt er ist, aber er hat vor, sich selbst und damit sein Menschsein zu überwinden. Er schafft es allein durch die Kraft seines Geistes, sich zu bewegen. Seine Beine mußten ihm nach einem Kampf mit einem Tiger amputiert werden. Er hat damals geschworen, es allen zu zeigen und sich selbst zu überwinden. Das hat er geschafft. Er hat sich selbst überwunden. Er hat gezeigt, daß auch ein Krüppel Macht haben kann. Er mobilisierte seine geistigen Kräfte. Wir sagen dazu Teleportation. Eigentlich

braucht er die Trage und die vier Leibwächter nicht.«
»Wie gefährlich ist er?«
»Wir dürfen ihn nicht als unseren Freund ansehen. Er ist ein Mann, der die heiligen Stätten verteidigen will. Rechnen wir also damit, daß er uns davon abhalten will.«
»Toll«, murmelte ich.
»Es wird Ärger geben, John. Man geht nicht einfach nach Gaya, um einen Buddha zu besuchen. Das können die Gläubigen, aber nicht du oder Suko. Sie merken genau, wer zu ihnen gehört.«
Ich schlug mit beiden Händen auf meine Oberschenkel. »Dabei wollen wir nicht zerstören oder…«
»Das weiß er wohl auch, es interessiert ihn aber nicht. Du darfst ihn nicht mit normalen Maßstäben ansehen.«
»Wird er versuchen, uns mit Gewalt abzuhalten?«
»Darauf läuft es hinaus.«
»Wo?«
Mandra hob die Schultern. »Das kann im Zug passieren oder erst in Gaya.«
Ich strich über mein Haar. Daß es einen derartigen Ärger geben würde, damit hätte ich nicht gerechnet. Hoffentlich lohnte es sich auch, dann mußte irgendwo auch der Erfolg kommen.
Wir hatten die Stadt verlassen. Ich schaute aus dem Fenster. Wir rollten durch eine Hügellandschaft, die dicht bewachsen war. Eine Gegend, wie wir sie in Europa nicht kannten. Heiß und feucht. Bewohnt von Menschen, die anders dachten und handelten als wir.
Suko atmete tief durch. »Ich schätze, daß ich einmal versuchen werde, mit ihnen Kontakt aufzunehmen.«
»Weshalb?«
»Ganz einfach, John. Es geht um mich, um meinen Stab. Ich habe euch da hineingezogen. Die Suppe kann nicht schmecken. Ich werde versuchen, sie auszulöffeln.«
»Du willst mit dem Beinlosen reden?«
»Ja.«
Ich blickte Mandra Korab an. »Wie stehen die Chancen?«
Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«
»Würdest du es denn an seiner Stelle tun?«
»Reden ist besser als töten!«
»Das stimmt allerdings.«
Suko stand auf. »Bevor wir hier noch lange herumreden, laßt mich bitte gehen.«
Auch ich erhob mich. »Einen Moment noch. Laß uns eine Zeitspanne ausmachen, in der wir uns noch zurückhalten. Zehn Minuten? Bist du damit einverstanden?«
Suko war es.

Als er ging und die Tür hinter sich zuschlug, hatte ich kein gutes Gefühl. Der Zug war auf einer Steigung langsamer geworden.

»Hast du noch mehr Gegner gesehen?« fragte ich Mandra mit leiser Stimme.

»Nein, John. Wenigstens keine, die mir aufgefallen wären. Aber rechnen müssen wir mit allem. Dieser beinlose Gott, wie man ihn auch nennt, ist hier in der Gegend bekannt. Er gehört zu denen, die verehrt werden. Kommt es zu einer Auseinandersetzung mit ihm, wird kein Passagier auf unserer Seite stehen. Davon mußt du ausgehen.«

»Womit rechnest du speziell?«

»Daß er und seine Leute versuchen werden, uns nicht bis Gaya und damit an Buddhas Grab kommen zu lassen. Das ist alles.«

Ich wollte noch eine Frage hinterherschicken, aber Suko kehrte zu unserer großen Überraschung zurück. Er betrat das Abteil, blieb stehen und hob die Schultern.

»Was ist denn?«

»Verschwunden, John. Sie haben das Abteil verlassen. Da ist keiner zurückgeblieben.«

Mandra nickte. »Sie wollen uns verunsichern. Das ist ihre Taktik. Glaub nur nicht, daß sie aufgegeben haben. Sie werden es mit allen Tricks versuchen.«

»Sollen wir den Zug durchsuchen?«

»Das wäre nicht gut. Noch sind wir hier sicher. Gehen wir durch die Wagen, haben wir alle gegen uns, sollte er dann erscheinen. Davon müßt ihr einfach ausgehen.«

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Es war heiß wie in einer Sauna. Der Zug stampfte höher hinein in die mit dichtem Dschungel bewachsene Bergwelt. Zweige schlugen gegen die Wagen und schlitterten über die Fenster. Eine grüne Welt huschte vorbei, hin und wieder durchbrochen von kleinen, reflektierenden Lichtinseln, die hell wie Sterne glitzerten.

Und dazwischen schimmerte das Gesicht!

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung. Vielleicht spielte man mir einen Streich, waren die Nerven zu überreizt, aber das Bild ließ sich nicht vertreiben.

Das Gesicht gehörte dem Beinlosen, der nun von außen hier in unser Abteil schaute.

Nur ich hatte ihn bisher gesehen. Mandra und Suko redeten leise miteinander. Ich konzentrierte mich auf das Gesicht mit der straffen Haut und den scharfen Falten. Der Mund, dünn wie zwei gebogene Striche verzog sich zu einem kalten, wissenden Grinsen.

Dieser Beinlose wirkte wie eine Provokation.

»Da ist er! Da, am Fenster!«

Meine Worte töteten das Gespräch zwischen Suko und Mandra. Sie

hatten sofort erfaßt, was ich damit meinte und drehten die Köpfe automatisch dem Fenster zu.

Der Kopf blieb am offenen Fenster, verschwand aber, als Mandra aufstand. Die Gestalt huschte nach oben, und für uns bekam es den Anschein, als hätte sich der beinlose Gott einen neuen Platz auf dem Dach des Wagens ausgesucht.

Der Fahrtwind schlug in unsere Gesichter. Er war warm und schwül. Aus dem dichten Regenwald hörten wir die Schreie der dort hausenden Tiere. Sie übertönten selbst das Rattern der Räder auf dem alten Gleiskörper. Mandra ging das Risiko ein und beugte sich so weit wie möglich nach außen. Er mußte dabei achtgeben, daß er nicht von irgendwelchen Zweigen im Gesicht erwischt wurde.

»Siehst du ihn?«

»Nein.«

Ich war schon an der Tür. »Ich werde mich im Gang umschauen. Er muß ja hereinkommen.«

Niemand hielt mich zurück. Ich zerrte die Tür auf, schaute nach rechts, dann in die andere Richtung.

Mir kam es vor, als hätte der Beinlose die Kontrolle über den Zug. Kein Fahrgast war zu sehen. Die Passagiere blieben in ihren Abteilen hocken. An der linken Seite stand jemand, und zwar dicht an der Tür. Einer der Leibwächter. Ich sah nur einen Teil seines Rückens, er selbst hatte mich nicht wahrgenommen. Sicher war er abgestellt worden, um seinen »Chef« wieder in den Zug zu lassen.

Ohne den anderen beiden Bescheid zu geben, ging ich vor. Ich brauchte mich nicht einmal sehr leise zu bewegen, denn die Geräusche des fahrenden Zugs übertönten meine Schritte.

Dabei hielt ich mich dicht an den Abteilen. Die zugezogenen Vorhänge verwehrten mir einen Blick in die Abteile. Mir schien es, als hätten sich die Menschen versteckt.

Noch ein Abteil trennte mich von dem Ausstieg. Ich ging auch den nächsten Schritt - und spürte, wie der Fahrtwind in den Wagen heulte, denn genau in dem Moment hatte der Graugekleidete die Abteiltür hart aufgerissen.

Einen Herzschlag später stand ich in seinem Rücken. Eigentlich hätte der Mann den Beinlosen jetzt hereinlassen müssen, doch er ahnte, daß sich jemand in seinem Rücken aufhielt, und auf der Stelle wirbelte er herum.

Wir starrten uns an!

Hinter ihm bewegte sich die Tür durch den Durchzug. Sie schwang hin und her, fiel aber nicht wieder zu. Die Luft blähte die Kleidung des Mannes auf.

In den Augen las ich keine Gnade. Der Mann wollte den Kampf, jetzt und hier.

Blitzschnell riß er seine Waffe hervor. Es war ein langer Dolch, beinahe schon ein Schwert. Aus seinem Mund drang ein Schrei, als er den rechten Arm in Bauchhöhe vorstieß.

Ich sprang so weit zurück, daß ich bis gegen die andere Tür krachte. Dabei zog ich meine Beretta, denn ich mußte mich verteidigen. Der Kerl hatte den rechten Arm erhoben. Er wollte die Klinge von oben nach unten in meinen Körper stoßen.

Ich schoß.

Die Kugel drang durch seine Kleidung in den Körper. Durch die Aufprallwucht taumelte er zurück.

Der Schock ließ uns alles andere vergessen, und er näherte sich gefährlich nahe der Tür und den beiden Stufen der kleinen Treppe.

Noch einen weiteren Schritt, dann würde er fallen.

Das wollte ich wiederum nicht. Bevor ich noch bei ihm war, klammerte er sich mit der linken Hand am Innengriff der Tür fest, die durch den Druck des Körpers nach außen schwang und für einen Moment so aussah, als wollte sie aus dem Rahmen federn.

Der Mann hielt sich noch. Er schwebte auf der Kippe. Sein Körper war gestreckt, die Hacken stemmte er gegen das Trittbrett. Als ich ihm helfen wollte, zuckte der Dolch auf mich zu. Ich drehte in der Bewegung ab, trat gegen seinen Arm, aber er ließ die Waffe einfach nicht los. Sein Gesicht war vom Schmerz gezeichnet. Für einen Moment sah ich den Beinlosen hinter ihm.

Dann warf er sich nach vorn. Er wollte es wissen, trotz seiner Behinderung. In seinem Körper steckte eine wahnsinnige Energie. Er hatte sich vorgenommen, mich zu töten. Den Türgriff mußte er loslassen, sein Fuß fand Halt auf dem Trittbrett, der zweite noch nicht, und mit dem ersten rutschte er ab.

Sein Ende!

Ich hörte ihn noch schreien. Gleichzeitig fuhr der Zug in eine Kurve, die Fliehkraft raubte dem Mann noch den letzten Halt.

Für mich sah es so aus, als hätte der Wind noch einmal mit mächtigen Armen unter seine Kleidung gegriffen. Und er war stärker als der Mann, denn die Gestalt wurde fortgeweht. Sie flatterte einfach davon wie eine weggeschleuderte Vogelscheuche, die dann zwischen den Ästen und Zweigen der Bäume hängenblieb. Einen Moment später war sie aus meinem Blickfeld verschwunden.

Mir zitterten die Knie. Ich mußte selbst zugeben, daß ich großes Glück gehabt hatte. Dieser Mann war ein Fanatiker, der ging über Leichen, nur um sein Ziel zu erreichen.

Der Fahrtwind bewegte die Tür. Sie schwang hin und her. Ich hielt vergeblich Ausschau nach dem Beinlosen. Zudem traute ich mich nicht, mich aus dem Zug zu beugen, weil es einfach zu gefährlich war. Wenn sie bisher noch keinen Grund gehabt hatten, uns anzugreifen, so

war er jetzt vorhanden.

Keiner würde akzeptieren, daß ich mich nur gewehrt hatte. Für sie zählte allein der Verlust.

Als die Tür mir wieder entgegenschwang, griff ich zu. Hart donnerte sie ins Schloß.

Die Sicherheit des Zuges kam mir trügerisch vor. Das Stampfen und Rattern empfand ich als eine drohende Begleitmusik. Die Kleidung klebte mir am Körper, als wäre sie erst vor kurzem gewaschen worden. Der vorbeihuschende Dschungel schien zahlreiche Fratzen zu bergen, die allesamt in den Wagen hineinglotzten.

Suko und Mandra schienen von meinem Kampf nichts bemerkt zu haben, sonst wären sie längst gekommen. Ich mußte den beiden Bericht erstatten. Noch immer war der Gang leer. Diesmal wunderte ich mich nicht mehr darüber. Die Ruhe allerdings kam mir trügerisch und auch sehr gefährlich vor.

Die wenigen Meter bis zum Abteil legte ich so rasch wie möglich zurück, öffnete die Tür - und blieb wie angewurzelt stehen, Das Abteil war leer.

Keine Spur von Suko und Mandra. Nur eine leere Papiertüte lag zerknüllt am Boden…

***

»Ich hätte besser mit ihm gehen sollen«, meinte Suko, als sein Freund John verschwunden war.

»Und dann?«

»Nichts dann. Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Mandra winkte ab. »Laß ihn das machen. Wir halten hier die Stellung.« Er hatte sich nicht gesetzt, das Fenster aber geschlossen, und er schaute ständig hinaus.

Der Beinlose ließ sich nicht blicken. Sein kurzes Erscheinen hatte ausgereicht, um den Männern klarzumachen, in welch einer Gefahr sie schwebten.

Der Inder selbst hatte seinen Freunden nicht alles erzählt. So wußten sie nicht, daß der beinlose Götze zwar zu den Menschen gehörte, aber über immense Kräfte verfügte und auch einen guten Kontakt zu den Göttern besaß.

Er konnte sich in mehrere Stufen zeigen, denn er hatte es geschafft, Grenzen zu überwinden. Daß sie ausgerechnet auf den beinlosen Gott stoßen würden, damit hatte Mandra Korab nicht gerechnet.

Suko besaß ein Gespür für Gefahren und ungewöhnliche Situationen. Er merkte, wie unwohl sich Mandra fühlte, und er stellte eine sehr konkrete Frage. »Du weißt mehr als wir, nicht wahr?«

»Das kann sein!«

»Was weißt du?«

Mandra schüttelte den Kopf. »Es ist nicht der richtige Moment, um damit zu protzen.«
»Das hat damit nichts zu tun. Du mußt reden. Wir müssen wissen, woran wir sind.«
»Das stimmt schon. Aber ich will dir ehrlich sagen, daß ich nicht voll durchblicke. Manchmal habe ich den Eindruck, als würden alle Passagiere auf der anderen Seite stehen.«
»Das heißt, die sind Helfer von…«
»Genau das.«
Suko zeigte ein besorgtes Gesicht. »Gefällt mir nicht, Mandra. Gefällt mir überhaupt nicht. So habe ich mir den Einsatz hier in Indien nicht vorgestellt.«
»Du hast dich eben auf ein gefährliches Gebiet begeben. Das wußte ich aber, nur wollte ich es dir nicht sagen, als ihr aus London angerufen habt. Die Inder reagieren sehr sensibel, wenn es um die alten Wahrheiten geht.«
»Du meinst das Grab des Buddhas.«
»Was sonst? Du gehörst nicht zu uns, Suko, obwohl du kein Europäer bist. Sie werden ihre heiligen Plätze gegen die Frevler verteidigen. Selbst ich werde Mühe haben.«
Suko winkte ab und lauschte plötzlich, wobei er sich gleichzeitig drehte.
»Was ist los?«
»Ich fürchte, ich habe einen Schuß gehört.«
»Wo? Hier im Zug?«
»Ja.«
»John, nicht?«
»Bestimmt, Mandra.« Suko drehte sich um. Er wollte die Tür aufzerren, das taten bereits andere.
Sie waren lautlos herbeigekommen und durch den Gang geschlichen. An der Spitze die Männer in der dunklen Kleidung, und hinter ihnen drängten sich zahlreiche Passagiere.
Bevor Suko oder Mandra etwas unternehmen konnten, griffen die Leibwächter ein.
Etwas zischte den beiden entgegen.
Gas, dachte Suko noch, drehte sich um und sah das Fenster vor sich, das plötzlich eine andere Form bekam und zu einem riesigen milchigen Gegenstand wurde, über dessen Oberfläche sich Wellen bewegten, die Suko wie magisch anzogen.
Daß er in diese Wellen hineinfiel, bekam er nicht mit. Und auch nicht, wie Mandra Korab über ihn fiel.
Zehn Sekunden später war das Abteil leer!

***

Ein menschenleeres Abteil lag vor mir. Ich konnte es nicht glauben und ging einen Schritt vor.

Augenblicklich spürte ich das Fremde, das andere. Die Luft hatte sich verändert, sie roch so süßlich, und beim nächsten Atemzug überkam mich der erste Schwindel.

Gas!

Verfluchtes, verdammtes Gas! Dieser eine Gedanke überkam mich. Zum Glück war es nicht mehr in seiner konzentrierten Form vorhanden, sonst hätte es mich niedergeworden. So wußte ich wenigstens, wie Suko und Mandra überwältigt worden waren.

Die andere Seite arbeitete mit allen Tricks. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie kamen, um auch mich zu holen. Ich zerrte die Abteiltür zu und atmete erst im Gang. Noch immer fühlte ich mich leicht taumelig, meine Gedanken jedoch arbeiteten klar und präzise. Auf keinen Fall wollte ich hier auf die Meute warten. Es gab nur eine Chance. Wieder den Weg zurück.

Vorbei an den verhangenen Abteilfenstern, hinter denen ich kein Gesicht sah. Ich hatte es plötzlich sehr eilig. Mein Gefühl sagte mir einfach, so schnell wie möglich sein zu müssen.

Ein fahrender Zug bietet kaum Möglichkeiten, eben mal auszusteigen. Wenn doch, war es mit einem verflucht hohen Risiko verbunden. Wir hatten den letzten Wagen bestiegen. Wenn sie kamen, dann nur aus einer Richtung.

Ich lehnte mich gegen die Tür, durch die der Kerl in der grauen Flatterkleidung verschwunden war.

Der Schweiß lag dick auf meiner Stirn. Dann peilte ich wieder in den Gang hinein.

Sie kamen!

An der Spitze die Leibwächter des Beinlosen. Den angeblichen Götzen selbst sah ich nicht. Sie bewegten sich so leise wie möglich, ihr Ziel war unser Abteil, um mich zu holen.

Was tun?

Mutterseelenallein in einem fremden Land, dazu in einem Zug voller Feinde, es war eine beschissene Lage, mit der ich aber fertig werden mußte, weil es keinen anderen Ausweg gab.

Raus aus dem Zug! Hineinwerfen in den Dschungel, versuchen, sich durchzuschlagen.

Okay, das war eine Möglichkeit, die ich unter Umständen schwerverletzt überlebt hätte. Aber ich hätte dann meine Freunde im Stich lassen müssen, und genau das wollte ich auch nicht.

Was blieb mir?

So tun als ob.

Das hieß mit anderen Worten. Wenn sie nachschauten, sollten sie denken, daß ich den Zug verlassen hatte. Tatsächlich aber wollte ich

auf das Dach des Wagens klettern.

Eine lockere, eine lässige und eine leichte Sache, wenn auch mit kleinen Verzögerungen. So jedenfalls bekam es der Zuschauer in einem Action-Film präsentiert.

Ich war kein Schauspieler und auch kein Stuntman. Ein normaler Mensch und durch meinen Job an Gefahren gewöhnt, auch durchtrainiert, dennoch blieb alles ein Risiko.

In einem Punkt hatte ich allerdings Glück. Die alte Maschine hatte zu kämpfen, denn die Strecke führte wieder bergan, diesmal steiler als beim erstenmal.

Geringere Geschwindigkeit bedeutete auch ein kleineres Risiko. Dennoch schrak ich zurück, als ich den Luftzug nach dem Öffnen der Tür mitbekam. Er schlug in mein Gesicht, und an der Seite rollte die Landschaft wie auf einer Leinwand vorbei.

Ich hoffte, daß sie mir noch Zeit ließen und mich keiner beobachtet hatte.

Ich schwang mich auf das Innentrittbrett und klammerte mich an der außen angebrachten Haltestange fest. Das Dach kam mir plötzlich sehr hoch vor, aber es besaß noch eine Regenrinne, wie bei den alten Wagen üblich.

Die umklammerte ich. Dabei mußte ich den Arm weit ausstrecken, zog an ihr und stellte mit Zufriedenheit fest, daß sie hielt. Jetzt mit der anderen Hand.

Auch das klappte. Dabei löste ich meine Füße und schwebte in den folgenden Sekunden in der Luft.

Dann kletterte ich hoch. Mit den Füßen stemmte ich mich gegen die Außenwand des Wagens und hatte das große Glück, daß die Tür diesmal zufiel.

Ich aber hing außen am Zug.

Der Fahrtwind griff nach mir, er drückte in meine Augen, so daß sie anfingen zu tränen. Die Luft war angefüllt mit unzähligen fremden Düften. Aus dem Dschungel tönte mir das Geschrei entgegen, und die Berge waren höher geworden. Sie lagen wie Klötze da, gegen die die Wagenschlange fuhr.

Mit den Händen hielt ich mich fest, mit den Füßen stemmte ich mich an der Außenwand ab.

Und so kam ich hoch. Das Zugdach war etwas gerundet. Aus ihm hervor schauten stummelartige Gegenstände, die auf mich den Eindruck kleiner Kamine machten, die so stark waren, daß ich mich daran festhalten konnte.

Ich kroch auf das Dach. Allmählich fingen meine Arme in Höhe der Schultern an zu zittern. Es bestand die Gefahr, daß ich abrutschte. Es ging trotzdem weiter.

Dann hatte ich es geschafft!

Ich lag auf dem Dach, noch quer, schwer atmend und ausgepumpt. Sehr behutsam drehte ich mich herum, schaute noch einmal über die Kante nach unten und sah, daß die Tür aufsprang. Sie war nicht richtig zugefallen, jetzt flatterte sie wie eine schwere Fahne im Fahrtwind.

Hoffentlich legte sie eine falsche Spur. Dann würden die Verfolger denken, daß ich den Zug verlassen hatte. Ich legte mich in Fahrtrichtung bequemer hin, sofern man überhaupt von einer Bequemlichkeit sprechen konnte.

Die Beine und die Arme hatte ich ausgebreitet. So bekam ich einigermaßen Halt auf dem Dach, denn der verfluchte Wagen schaukelte und schlingerte von seiner Seite zur anderen. Die Strecke war zudem kurviger geworden, was meine Lage nicht eben erleichterte.

Dann hörte ich die Stimmen.

Für mich ein Beweis, daß die Häscher die offene Tür entdeckt hatten. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen. Sie schrieen durcheinander, und ich konnte nur beten, daß kein Passagier meine Kletterei gesehen hatte.

Ich konzentrierte mich auf die Geräusche an der offenen Tür. Noch hatte ich nicht gehört, daß sie ins Schloß hämmerte. Auch weiterhin wurde palavert.

Der folgende Knall war für mich wie ein Signal zum Aufatmen. Sie hatten es gefressen und die Tür wieder zugeschlagen. In den folgenden Minuten würde ich wohl Ruhe haben.

Zunächst einmal mußte ich mit mir selbst ins reine kommen. Auch jetzt lag ich flach auf dem Dach, hatte den Kopf angehoben und schaute nach vorn.

Mein Blick glitt über die Kette der Wagen hinweg. In der Ferne schien sich der dichte Wald zu lichten. Ich ging davon aus, daß sich dort eine kleine Stadt oder ein Ort befand.

Noch dampfte er weiter. Der Wind trieb die weißen Qualmwolken auch bis zu mir auf das Dach des letzten Wagens. Nur nicht so dicht, daß sie mir die Sicht nahmen.

Es war kein Vergnügen, auf dem Dach zu liegen, aber ich wollte in der Nähe meiner Freunde bleiben, weil ich mir einfach nicht vorstellen konnte, daß man sie kurzerhand aus dem Zug geworfen hatte. Sie waren so etwas wie ein Pfand.

Ich gewöhnte mich an die Reise, und meine Nerven beruhigten sich allmählich. Das große Flattern war vorbei. Jetzt wartete ich auf den nächsten Halt.

Noch konnte ich den nächsten Ort nicht erkennen, weil das Grün des Dschungels zu dicht war. Zudem mußte der Zug erst in eine weite Kurve hineinfahren.

Dann passierte es.
Ich hatte ihn nicht kommen sehen, aber ich hätte mit ihm rechnen müssen. Die eigenen Anstrengungen hatten mich nicht mehr an ihn denken lassen.
Jetzt aber war er da!
Und er hockte wie ein teuflischer Gnom auf dem Dach.
Er, der beinlose Götze!

***

Der kalte Schauer schoß durch meinen Körper. Ich glaubte mich plötzlich wie von mächtigen Zangen umklammert, und die ansonsten heiße Luft schien mit Eiskörnern gefüllt zu sein.
Er schwebte dicht über dem Zugdach und hielt selbst die Geschwindigkeit bei. So wie er da hockte und mich anstarrte, machte er mir eiskalt seine Überlegenheit klar.
Was war zu tun?
Zu einem Angriff konnte ich mich nicht entschließen. Ich glaubte auch nicht daran, daß es Sinn hatte, wenn ich meine Waffe hervorzerrte und auf ihn schoß. Er war immer schneller als ich, und so konnte ich nur hoffen, daß er es auf eine andere Art und Weise versuchen würde. Wie würde er sich verhalten?
Ich dachte an den aus dem Zug gefallenen Leibwächter. Das wußte der Beinlose. Ich konnte mir vorstellen, daß er sich dafür rächen würde.
Noch tat er nichts.
Die groteske Situation blieb. Wir belauerten uns wie Hund und Katze. Ich hätte einiges darum gegeben, jetzt auf festem Boden zu stehen und nicht auf einem schwankenden Dach zu liegen.
Sein Gesicht sah aus wie eine knorrige Maske aus Baumrinde, über die jemand eine dünne Ölschicht gestrichen hatte. Die Lippen zuckten. Es sah so aus, als wollte er mit mir reden. Was immer aus seinem Mund drang, ich konnte es nicht verstehen.
Seinen rechten Arm hob er leicht an und streckte mir seine Hand entgegen.
Ein Zeichen?
»Hör zu!« rief ich. »Wenn du…«
Es hatte keinen Sinn, denn plötzlich schwebte er in die Höhe. Innerhalb kürzester Zeit brachte er genügend Spielraum zwischen sich und das Dach, so daß er für mich unerreichbar war.
Ich konnte ihm auch nicht nachschauen, denn eine schnelle Drehung wäre zu gefährlich gewesen.
Das verfluchte Gefühl blieb. Ich war umzingelt. In meinem Magen bohrte der Druck, der Schweiß ließ sich ebenfalls nicht vertreiben.
Die Gefahr war vorhanden, das wußte ich auch, ohne daß ich sie

genau erkennen konnte.

Der Zug rollte weiter, von dem Beinlosen war nichts mehr zu sehen. Ich ging davon aus, daß er sich hinter mir befand. Irgendwo über mir in meinem Rücken hockte. So jedenfalls hätte ich es getan.

Ja oder nein?

Ich mußte es wissen und fing damit an, mich vorsichtig zu drehen. Der Zug hatte die große Kurve bereits erreicht.

Meine Bewegungen glichen sich dem Fahrtrhythmus an. Immer wieder bekam ich die Schwankungen mit, und ein Vergleich mit einem treibenden Floß kam mir in den Sinn.

Ich hatte mich jetzt so weit auf die linke Seite gedreht, daß mein Blickfeld ein anderes geworden war. Um noch besser sehen zu können, wollte ich mich hochdrücken und den linken Arm als Hilfe nehmen. So aufgestützt war es mir möglich, einen relativ guten Überblick zu bekommen.

Zur Hälfte schaffte ich es auch, dann aber war der beinlose Götze da.

Ich hatte ihn nicht einmal gesehen, mehr gespürt oder geahnt. Und er griff zu hastig zu, daß ich nicht mehr dazu kam, mich zu wehren…

***

Urplötzlich schwebte ich über dem Dach!

Die Hände des Beinlosen hatten sich in meine Kleidung gekrallt. Als wäre ich so leicht wie eine Feder, so wurde ich von ihm in die Höhe gehoben.

Ich hing in seinem Griff wie ein Stück Beute im Schnabel eines Vogels. Mein Blick fiel zwangsläufig in die Tiefe, wo die Wagen allmählich meinen Blicken entschwanden.

Nur der Gleiskörper glänzte matt. Ich stellte mir vor, jetzt losgelassen zu werden und auf das Metall zu fallen. Mit leichten Verletzungen kam ich bestimmt nicht davon.

Aber der Beinlose hatte etwas anderes vor. Schwungvoll bewegte er sich und mich dank seiner Telekräfte nach rechts. Sekunden später schon lag unter mir die dichte Wand des Dschungels, ein grünes Meer, in dem es kaum Lücken gab.

Da bewegte sich die Zweige, wenn Vögel ihre Plätze wechselten oder in die Höhe schossen. Die Schreie der Tiere kamen mir noch lauter vor als sonst. Der Wind strich gegen mein Gesicht, füllte die Augen mit Tränen, so daß der Blick verschwimm.

Wohin ging die Reise?

Der Zug war klein geworden. In der Ferne sah ich ihn wie eine Spielzeugeisenbahn, über der eine weiße Wolke schwebte, die aus dem Schornstein der Lok drang.

Meine Gedanken endeten jäh, als der Beinlose mich losließ. Er war in den letzten Sekunden ein wenig tiefer gegangen. Die breiten,

ineinanderverschachtelten Geäste der Bäume rasten plötzlich auf mich zu wie ein großes Netz, das danach schrie, mich auffangen zu können.

Ich raste hinein.

Beide Hände hatte ich vor mein Gesicht geschlagen. Der Sturz war mörderisch. Ich wurde von allen Seiten geschlagen. Mein Körper fiel, wurde abgestoppt, rutschte schräg, fiel wieder, landete in irgendwelchem Geäst, rutschte dann weiter und spürte einen Ast wie einen Speer über meinen Körper gleiten.

Ich hielt nur den Kopf geschützt, hatte mich so gut wie möglich zusammengerollt, federte immer wieder hoch, fiel dann tiefer und blieb- in einem Wirrwarr aus Zweigen und Lianen hängen.

Kein Fall mehr, eine relative Ruhe, wenn ich von den Tieren absah, die durch meinen Fall aufgeschreckt waren und kreischend ihr angestammtes Gebiet verließen.

War ich verletzt? War ich okay? Wo steckte der beinlose Götze? Diese drei Fragen beschäftigten mich am meisten. Auf die ersten beiden fand ich sehr bald eine Antwort.

Ich war an jeder Stelle des Körper, das Gesicht einmal ausgenommen, getroffen und gestoßen worden, doch nicht so schwer verletzt oder angeschlagen, als daß ich mich nicht hätte bewegen können.

Ich lag halb zur Seite gedrängt und halb auf dem Rücken, die Beine dabei leicht angezogen.

Mein Blick fiel in die Höhe.

Soweit erkennbar hatte ich eine Schneise in das Astwerk und dessen Verflechtungen gerissen. Ansonsten stand über mir eine dicke, fast undurchdringlich erscheinende Wand, die auch das Licht der Sonne nur gefiltert durchließ.

Wie tief ich noch klettern mußte, um den Boden zu erreichen, sah ich nicht. Wenn mir überhaupt ein Blick nach unten gelang, dann nicht bis zum Boden.

Zunächst blieb ich liegen und freute mich darüber, daß der Beinlose nicht zurückkehrte. Dann tastete ich nach meinen Waffen und war froh, sie nicht verloren zu haben.

Da ich mich zudem normal bewegen konnte, blieb mir nur eines: so rasch wie möglich in die Tiefe klettern und mich bis zu den Gleisen durchzuschlagen. Wenn ich sie erreichte, konnte ich ihnen bis zum nächsten Ort folgen.

Äste, die sich beinahe wie ein Netz ausbreiteten, hatten meinen Fall gestoppt. Ich lag zwar auf ihnen wie auf einem Bett, aber sie federten dennoch unter mir, wenn ich mich bewegte. Ich befürchtete auch, daß sie brechen könnten.

Tarzan war ich auch nicht, ich konnte mich nicht von Liane zu Liane und von Ast zu Ast schwingen. Ich mußte schon darauf achten, nicht auszurutschen.

Die Stämme der Bäume waren sehr dick. Unmöglich für mich, sie zu umfassen.

Ich suchte nach anderen Chancen und konzentrierte mich auf die Zweige und Äste. Manche waren weich wie Gummi. Sie knickten durch, wenn ich sie belastete. Hinzu kam die Furcht vor Baumschlangen, die sich gestört fühlen könnten.

Affen huschten kreischend davon. Manche sahen putzig aus, sie wischten an mir vorbei und schimpften den Störenfried aus. Mit einem Sprung erreichte ich einen starken Ast, an dem ich mich wie an einer Reckstange festklammern konnte.

Meine Knie knallten dabei gegen ein Hindernis. Es lag bereits dicht über dem Grund, so daß ich einen Sprung bereits riskieren konnte. Ich schaute noch einmal nach unten.

Dann stieß ich mich ab!

Unwillkürlich schrie ich auf, als ich in die Tiefe raste. Ich hoffte nur, daß der Dschungelboden weich genug war; um meinen Aufprall abfangen zu können.

Ich gab dem Widerstand nach und drückte mich voran, wobei ich mich gleichzeitig überrollte.

Durch hohes, feuchtes Gras glitt ich hinweg, schmierte über den Boden und prallte mit der rechten Schulter gegen einen querliegenden Baumstamm.

Das war es gewesen!

Ich blieb nicht liegen, setzte mich hin und rieb mir die Schulter. Wenn ich drückte, schmerzte es stärker als bei einer Bewegung.

Als ich hochschaute und die Entfernung sah, aus der ich gefallen war, bekam ich einen nicht gelinden Schreck wegen der doch sehr großen Höhe.

Mit der rechten Hand stützte ich mich auf, bevor ich wieder auf die Beine kam. Die ersten Gehversuche machten mich zufrieden. Zwar spürte ich in den Knien eine gewisse Schwäche, die aber verschwand sehr bald, als ich mich an meine neue Lage gewöhnt hatte.

Auch wenn die Sonne kaum sichtbar war und eine Luft herrschte wie in der Sauna, wußte ich doch, in welche Richtung ich gehen mußte, um den Gleiskörper zu erreichen.

Wenn mir jemand vor einigen Tagen in der Schweiz gesagt hätte, daß ich mich bald durch den indischen Dschungel schlagen mußte, dann hätte ich ihn ausgelacht.

Zum Glück besaß ich festes Schuhwerk, auch wenn es keine Stiefel waren, die mir besser gestanden hätten. Ich kämpfte mich regelrecht weiter, denn Pfade und Wege gab es nicht. Es war ein einziger Wirrwarr aus Zweigen, Lianen, Blumen und Blüten. Eine Welt für sich.

In meiner Umgebung raschelte und scheuerte es. Seltsame Laute erreichten meine Ohren. Schrilles Kreischen, dann wieder ein Tacken,

als würden kräftige Schnäbel gegen irgendwelche Äste schlagen. Mal heulte ein Tier so auf, als wäre ein Dämon in der Nähe. Sie direkt zu Gesicht bekam ich nicht.

Ich dachte auch an die indischen Tiger, von denen manche schon Menschen gerissen hatten. Ob sie in dieser Gegend zu finden waren, wußte ich nicht. Meiner Ansicht nach hielten sie sich dort verborgen, wo keine Eisenbahn ihren Lebensraum zerschnitt.

Der Gedanke an die Bahn gab mir wieder neue Kraft. Ich versuchte, schneller zu gehen, obwohl es mir schwerfiel, denn das auf dem Boden wachsende Flechtwerk erinnerte mich des öfteren an ausgelegte Fußangeln, die mich immer wieder zurückhalten wollten.

So manches Mal riß ich mich frei, war sehr mit meiner eigenen Umgebung beschäftigt und konnte deshalb nicht sehen, was sich noch in meiner Nähe tat.

Gesichter hinter Buschwerk. Augen, die mich nicht losließen. Lippen, die leise Worte flüsterten, die anderen Menschen in der Nähe galten. Man hatte mich unter Kontrolle.

Ich aber sah plötzlich die etwas hellere Wand vor mir. Ein Zeichen, daß der Dschungel sich auflockerte. Und da mußte sich der Gleiskörper befinden.

Es dauerte noch Minuten, bis ich auch das letzte Hindernis überwunden hatte.

Dann sah ich das Gleis.

Ich fühlte mich plötzlich super. Von nun an ging es voran. Ich brauchte nur den Gleisen zu folgen, um den nächsten Ort zu erreichen.

Auch wenn der Marsch nicht sehr lange gedauert hatte, fühlte ich mich doch irgendwo erschöpft. Es lag auch an der drückenden Luft und den Strahlen der stechenden Sonne, die nach wie vor unbarmherzig brannte.

Über den Gleisen flimmerte die Luft. Leider besaß ich keine dunkle Brille.

Die Gefahr traf mich wie eine eiskalte Dusche. Sie war da, ich sah sie nicht, ich spürte sie nur. Meine Sinne meldeten Alarm. Ich kreiselte herum, der Griff zur Beretta war rein automatisch, da segelte schon etwas an meinem Gesicht vorbei und umschlang eine Sekunde später meinen Körper.

Eine Schlinge!

Ich hatte die Hände drin. Sehr hart wurde sie von kräftigen Händen zugezogen, und der zweite Ruck schleuderte mich zu Boden.

Im Fallen noch sah ich sie wie kleine Teufel aus dem Grün des Dschungels kommen. Zahlreiche Männer, bewaffnet mit Gewehren, Macheten und Messern.

Ihre Gesichter waren nicht zu erkennen, weil grell bemalte Dämonenmasken sie verdeckten. Ich schaffte es noch, mich

aufzurichten und wollte einen Versuch starten, die Schlinge zu lösen.

Es blieb dabei.

Jemand schwang seinen Gewehrkolben. Wie ein Pendel fuhr er von unten nach oben.

Der Treffer gegen mein Kinn schleuderte mir den Kopf zurück. Noch bevor ich aufschlug, überkam mich die Schwärze, in die ich tief hineintauchte…

***

Suko würgte, als er zu sich kam. Er holte Luft und hörte auch eine zweite Person würgen.

»Mandra?«

»Wer sonst?«

»Gratuliere.«

»Wozu?« hörte der Inspektor zwischen zwei keuchenden Atemzügen. »Weil wir so gut waren?«

»Ja, blendend.«

»Das Gift, Suko. Das verdammte Gift hat uns fertiggemacht. Die sind raffinierter, als ich dachte.«

»Okay, Freund, sieh zu, daß du dich erholst. Noch leben wir, und das allein ist Wichtig.«

»Klar doch.«

Suko merkte, daß er stand. Zudem spürte er einen harten Druck im Rücken, als hätte ihm jemand einen Balken vom Nacken her in die Kleidung geschoben. Da dies nicht der Fall war, konnte dieser Druck nur einen Grund haben.

Man hatte ihn gegen einen Pfosten gestellt und zusätzlich noch darum gefesselt.

Der Kopf war glücklicherweise klar. Nur ein leichter Druck, mehr nicht. Er hielt die Augen offen und bewegte den Kopf so gut wie möglich. Es war nicht völlig dunkel in seiner Umgebung. Durch irgendwelche Ritzen und Öffnungen sickerte Luft, das einen Teil des rollenden Gefängnisses erhellte.

Daß sie noch fuhren, hatte Suko sehr schnell festgestellt. Also befand er sich im Zug. Die Kerle hatten Mandra und ihn nur in einen anderen Wagen geschafft.

In keinen normalen, denn Suko ging davon aus, daß es sich um den Gepäckwagen handelte, den jeder Zug mitführte. Das Dach wurde durch Pfosten gestützt, und Mandra Korab war zu demselben Ergebnis gekommen wie Suko.

»Man hat dich auch angebunden?«

»Sicher.«

»Das kannst du noch sehen?«

Der Inder mußte lachen. »So gut wie nichts. Das wenige Licht sickert

über irgendwelche Kisten und Koffer. Manchmal habe ich auch das Gefühl, hier ein Tier zu wissen, aber sehen kann ich es leider nicht.«

»Wie straff sitzen die Stricke?«

»Ich kann sie nicht durchreißen.«

»Wir müssen es wenigstens versuchen.« Danach berichtete Suko in wenigen Worten von seiner letzten Gefangenschaft, als man ihn in eine Röhre gesteckt hatte. »Da bin ich aus eigener Kraft keinen Millimeter vor und zurück gekommen.«

Keiner von ihnen wußte, wie lange sie außer Gefecht gesetzt worden waren und ob der Zug die nächste Haltestation schon hinter sich gelassen hatte. Auch über John Sinclair sprachen sie. Machten sich aber kaum Hoffnungen.

»Wenn sie uns haben, dann haben sie ihn auch«, erklärte Mandra. »Da sollten wir realistisch sein.«

»Okay. Dann frage ich mich, was sie mit uns vorhaben, wenn sie uns tatsächlich bis Gaya schaffen.«

»Soll ich dir sagen, was ich annehme?«

»Ich bitte darum.«

Mandra mußte lachen. »Bitten ist gut, Suko, wirklich. Ich gehe davon aus, daß sie uns verbrennen werden. Es ist die Zeit der Totenfeuer, und die heizen sie gern mit Menschen an.«

»Schöne Aussichten. Aber du weißt Bescheid.«

»Ich kenne die Sekte. Der beinlose Götze ist gefährlich. Er hat es geschafft, sich seine Anhänger zu holen. Ich bin davon überzeugt, daß sie so handeln werden. Nicht umsonst sprachen die Sektierer immer wieder von der Witwenverbrennung. Fortschrittliche Kräfte wollten sie abschaffen, es ist nicht möglich, solange die gefährlichen Fundamentalisten immer mehr Macht bekommen. Davon müssen wir einfach ausgehen.«

»Okay, wir sollten uns danach richten. Aber ich werde versuchen, die Stricke zu lösen und…«

»Laß es sein. Da sind Schritte!«

Mandra hatte sich nicht geirrt. Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als jemand die Tür des Gepäckwagens aufzerrte und ein schmaler, hoher, aber düsterer Lichtstreifen in den Wagen fiel.

Zwei Männer betraten den Wagen. Es waren die Leibwächter des Beinlosen.

Mandra Korab stand günstiger. Er konnte sie besser sehen, gab aber nicht zu erkennen, daß er bereits aus der Bewußtlosigkeit erwacht war und hielt die Augen nur spaltbreit offen.

Die Kerle bauten sich vor ihm auf und unterhielten sich flüsternd miteinander. Bis einer ein Messer zog. Im Schein des Lichtes bekam die Klinge einen unheimlichen Glanz, als sie gegen das Gesicht des Inders geführt wurde.

Mandra tat nichts. Er zuckte nicht einmal zusammen, als sie eine kleine Wunde in die linke Wange schnitt. Dafür öffnete er die Augen. Dicht vor sich sah er die hochgestellte Spitze des Messers, an der noch sein Blut klebte. Dahinter das bärtige Gesicht mit den funkelnden, schwarzen Augen, in denen der Fanatismus schimmerte.

»Du bist ja doch wach.«

»Sicher.«

»Das ist gut. Wir sind gekommen, um euch zu sagen, wie es weitergeht. Wer auf unsere Warnungen nicht hört, der muß sterben. Schon in Benares wußtest du es.«

Mandra verlor seine Ruhe nicht. »Eine Frage mal. Wollt ihr uns hier töten? Hier im Wagen?«

»Nein, wir fahren noch ein Stück. Der Zug wird einmal kurz halten, dann fährt er weiter, und eine halbe Stunde später sind wir in Gaya. Dort warten eure Gräber.«

»Wie werden wir sterben?«

»Das entscheidet der Götze. Leicht werden wir es euch nicht machen. Ihr habt euch gegen uns gestellt. Wir wollen nicht, daß Fremde nach Gaya kommen.«

»Wir wollten nur das Grab des großen Buddha besuchen.«

»Was ist das schon gegen uns? Wir haben die Stadt unter unsere Kontrolle genommen. Was dort geschieht, bestimmen wir. Und wir wählen aus, wer hinein darf und wer nicht. Das Grab des Buddha befindet sich in unserer Hand. Denk an die Totenfeuer. Wenn sie leuchten, ist unsere Stunde gekommen.«

»Ich habe es gehört und verstanden. Sag mir noch eines. Was ist mit unserem Freund?«

»Der ist tot.«

»Bestimmt.«

»Glaube es mir.« Der Bärtige lachte und zog sich mit seinem Kumpan zurück.

Kaum hatten die beiden die Tür wieder geschlossen, als Suko seine Fragen stellte.

Mandra gab ihm die nötigen Antworten und schlug vor, mit der Befreiung zu beginnen.

»Wie sieht es mit deinen Waffen aus? Hast du sie noch?«

»Nein, die Dolche sind weg.«

»Gratuliere«, erwiderte Suko sarkastisch. »Meine Waffen sind auch verschwunden. Bis auf den Stab. Damit konnten sie wohl nichts anfangen, aber ich auch nicht mehr.«

»Wir werden wohl gleich halten. Das ist die letzte Station vor Gaya. Ich weiß nicht, ob sie während des Stopps hierherkommen werden. Wir sollten mit unseren Bemühungen noch etwas warten.«

»Wie du willst.«

Der Zug verlor tatsächlich an Geschwindigkeit. Von den andern Reisenden hörten wir nichts, denn der Gepäckwagen bestand aus dicken Holzbohlen, die kaum einen Schall durchließen.

Bremsen traten in Aktion. Räder glitten quietschend über die Schienen. Der Zug ruckte dabei mehrmals. Jeder Reisende bekam das mit.

Auch im Gepäckwagen bewegten sich die dort abgestellten Waren.

Zwar hatten sich die Kerle mit den Stricken viel Mühe gegeben, aber durch die heftigen Bewegungen und das gleichzeitige Stoßen der Gefangenen lockerten sie sich und begannen zu rutschen.

Besonders in der Höhe des Bauches. Suko probierte aus, ob er die Schulter drehen konnte, um da eine erste Lücke zu finden. So könnte er aus der Schlinge hinausschlüpfen.

Es klappte nicht.

Ein letzter Stoß, dann die schnelle Gegenbewegung, und der lange Zug stand.

Sie hörten die Stimmen der Ein- und aussteigenden Passagiere wie ein dumpfes Rauschen durch die Bretter des Wagens klingen. Klopfende Geräusche erklangen, dann heulte ein Signalhorn der Lok.

Es war kaum verklungen, als sich Mandra erkundigte, wie es bei Suko aussah.

»Nicht mehr so schlecht.«

»All right, bei mir auch nicht.«

»Wir machen weiter, wenn wir fahren.«

»Alles klar.«

Jemand riß die Tür auf. Es war keiner der Leibwächter des beinlosen Götzen, sondern ein Mann in Uniform, der den Gepäckwagen betrat und so tat, als wären die beiden Gefangenen nicht vorhanden.

Er leuchtete noch mit seiner Taschenlampe, bis er die richtige Kiste gefunden hatte, die er dann aus dem Wagen schob.

Es machte auch keinen Sinn, ihn anzusprechen. Er würde nichts sagen und zudem die Augen verschließen.

Aber er kehrte wieder zurück, um eine weitere Kiste zu holen. Diesmal schaute er Mandra direkt ins Gesicht und verzog die Lippen zu einem Grinsen.

»Viel Spaß«, sagte der Inder.

»Ja, bestimmt. Ihr auch.« Der Schaffner sprach die englischen Worte guttural aus.

Wenig später war er verschwunden und kehrte auch kein drittes Mal zurück. Draußen blieb das Palaver. Dann schlugen Türen. Die dumpfen Geräusche waren auch für die Gefangenen zu hören.

Suko dachte an John Sinclair und sprach dann mit seinem indischen Freund über den Geisterjäger.

»Glaubst du tatsächlich, daß er verschwinden konnte?«

»Was spricht dagegen?«
»Die Lage.«
»John hatte es besser. Und sehr sicher waren die beiden Kerle auch nicht, was sein Schicksal angeht. Wenn er schlau gewesen ist, hat er den verdammten Zug verlassen.«
»Und schlägt sich durch den Dschungel.«
»Er hat es jedenfalls besser als wir.«
Wieder bewegte sich der Zug. Gleichzeitig schrillte die Pfeife als Abfahrtssignal. Suko und Mandra hatten sich bereits darauf eingestellt. Sie nutzten wiederum die unkontrollierten Bewegungen aus, um dabei die Stricke zu lockern. Beide arbeiteten verbissen und im Schweiße ihres Angesichts. Nur ihr Keuchen war zu hören, vermischt mit dem harten Scharren der Füße.
Gern wären sie jetzt Schlangenmenschen gewesen. Soweit war es noch nicht. Durch drücken, drehen und reiben mußten sie immer wieder versuchen, die Stricke zu lockern.
Mandra schaffte es als erster. Den Erfolg begleitete er mit einem optimistischen Lachen.
»Was hast du?«
»Die Stricke fallen.« Mandra drehte sich noch einmal und trat dann mit beiden Füßen nach. Dabei ging er in die Knie. Das letzte Seil schleifte über seinen Hals, berührte das Kinn und glitt am Gesicht des Inders entlang. Zuletzt wühlten sie seine Haare auf, dann hatte er sich endgültig befreit.
Suko war noch nicht soweit. Über seiner Brust spannten sich auch jetzt noch die Stricke. Durch Mandras Hilfe gelang es ihm, schnell aus der Klemme herauszukommen.
»Danke, Partner.«
»Schon gut.«
Beide hatten es eilig, aber sie überstürzten nichts. Zugleich machten sie ihre Gymnastik, denn daß ihnen ein harter Strauß bevorstand, lag auf der Hand. Außerdem wollten sie ihre Waffen zurückhaben, wenn eben möglich.
»Bist du okay?« fragte Suko.
»Habe mich selten besser gefühlt.«
»Dann können wir ja.«
Mandra nickte und trat mit einem langen Schritt an die Schiebetür heran. »Sicher.«
Die Tür besaß einen Griff aus Metall. Keiner von ihnen wußte genau, wer und was sich dahinter verbarg. Jedenfalls noch der Gepäckraum. Möglicherweise eine leere Hälfte oder eine, die für Postsäcke und das Sortieren der Post benutzt wurde.
»Sie klemmt etwas«, murmelte Mandra. »Leise bekomme ich sie nicht auf, das steht fest.«

Suko hob die Schultern. »Versuche es mit einem Ruck!«
»Es bleibt mir auch nichts anderes übrig.«
Mandra und Suko stellten sich in Positur. Beide wußten sehr genau, daß die nächsten Sekunden über das weitere Schicksal entschieden…

***

Ich kam wieder zu mir und wußte nicht, wo ich war. Nur eines stellte ich fest. Man hatte mich bis auf die Hosen ausgezogen. Selbst die Schuhe fehlten mir. Ich trug nur mehr die blaue Jeans, die für die Tropen zu warm waren, obwohl ich mich jetzt darüber freute.
Man hatte mich gefesselt. Ich hockte auf dem Boden, meine Arme waren nach hinten gedrückt und von zwei Seiten um einen Pfahl gepreßt worden. Zusätzlich hielten mich Stricke in dieser Lage. Aus eigener Kraft kam ich da kaum heraus.
Mir ging es nicht gut. Im Kopf summten die Bienen in wahren Schwärmen. Manchmal zuckten auch Stiche von Ohr zu Ohr. Im Mund lag ein Geschmack von kalter Asche. Überhaupt schien sie aus Rückständen zu bestehen, die meinen Körper leergebrannt hatten. Ich hätte wer weiß was für einen Schluck Wasser gegeben, doch davon konnte ich auch weiterhin träumen.
Natürlich waren auch meine Waffen weg. Der Dolch, die Beretta, aber man hatte mir das Kreuz gelassen. Es hing vor meiner nackten Brust. Hin und wieder gab es einen Reflex ab, wenn es von einem Lichtstrahl getroffen wurde, der durch die Ritze meines Gefängnisses drang und den Weg zu mir fand.
Die Luft hatte sich kaum verändert. Möglicherweise noch dumpfer und stickiger als im Dschungel.
Auch roch ich meinen eigenen Schweiß, der zudem salzig auf den Lippen lag.
Auf dem festgestampften Boden herrschte eine gewisse Unruhe. Von zahlreichen Käfern und anderen Kriechtieren ausgehend, die sich in dieser Behausung wohl fühlten. Sie umkreisten mich, und einige von ihnen krabbelten bereits an meinen Füßen hoch, was mich zu einem Zucken veranlaßte.
Wie lange sollte ich hier noch hockenbleiben? Wann würde sich jemand um mich kümmern?
Ich konnte nicht einmal raten, denn außerhalb der Hütte klangen keine Geräusche auf. Die Kerle schienen mich völlig allein im Dschungel gelassen zu haben.
Das konnte ja heiter werden…
Es passierte doch etwas. Ich hatte schon nicht mehr damit gerechnet. Vor mir erklang ein leises Knarren, als jemand von außen die Tür öffnete. Nur so weit, bis es der Gestalt gelang, in das Innere der Hütte zu schlüpfen.

Ich traute meinen Augen nicht. War ich im Film oder in irgendeiner Serie? So etwas passierte sonst nur da. Ich hatte mich nicht getäuscht. Eine junge Frau war auf nackten Füßen in die Hütte gehuscht, drückte die Tür nicht wieder zu, sondern glitt mit geschmeidigen Bewegungen auf mich zu.

Sie trug ein sehr enges Kleid, das wie um den Körper gewickelt aussah. Es ging dicht über den Brüsten an und endete an den Knien. Das Haar war pechschwarz, sehr lang, aber sie hatte es mit einer Spange oder Klammer zusammengesteckt.

Ich lächelte ihr zu, wußte aber, daß es nur mehr ein Grinsen geworden war.

Dicht vor mir ging sie in die Hocke und schaute mich an. Ihr Gesicht war so weit von dem meinen entfernt, daß ich die Züge genau erkennen konnte.

Sie war eine junge und auch hübsche Inderin mit großen Glutaugen, einer kleinen Nase und einem wie gemalt aussehenden Mund. Ihr Alter war schwer zu schätzen, aber sie war bereits voll entwickelt.

»Hallo«, sagte ich leise.

Als sie meine Stimme hörte, erschrak sie und schaute zur Tür.

Ich nickte und redete noch leiser. »Schon verstanden, Kleine. Sag mir deinen Namen.«

Ich wunderte mich darüber, daß sie meine Sprache verstand. Etwas holprig sagte sie: »Ich heiße Narina.«

»Ich bin John.«

»Danke.«

Wofür sie sich bedankte, wußte ich nicht, sie redete auch nicht weiter, sondern beugte sich vor und strich mit beiden Händen über meine nackte Brust.

Sie hinterließ bei mir einen Schauer. Was aussah wie eine erotische Geste, besaß einen völlig normalen Grund. Narina wollte sich das Kreuz nicht nur ansehen, sie mußte es auch anfassen, hob es an und ließ es dann auf ihre rechte Handfläche fallen, wo sie es bestaunen konnte.

Ich ließ ihr Zeit. Mein Blick haftete auf ihrem Gesicht fest. Ich wollte jede Reaktion genau erkennen und stellte fest, daß sich ihre schönen Augen plötzlich weiteten, denn sie schien eine bestimmte Stelle des Kreuzes genau unter die Lupe genommen zu haben.

»Was hast du?« wisperte ich.

Sie schüttelte den Kopf, zog die Hände zur Seite, und das Kreuz prallte wieder gegen meine Brust.

Heftig stand sie auf.

»Bleib hier - bitte…«

Stumm schüttelte Narina den Kopf. In ihren Augen las ich Angst. Sehr langsam ging sie zurück.

Erst an der Tür drehte sie mir den Rucken zu und verschwand so rasch wie möglich.

Ich blieb sitzen und war nicht fähig, etwas zu begreifen. Was hatte dieser Besuch der schönen Inderin gesollt? Weshalb war sie so interessiert an mir gewesen?

Darauf konnte ich mir keinen Reim machen. Die Spannung ließ etwas bei mir nach, und ich konnte mich wieder auf die eigentlichen Dinge konzentrieren.

Ich spurte die verdammten Stricke, die über meine Haut gerieben waren und auch hineindrückten.

Die Beine hatte man mir nicht gefesselt, trotzdem hatte sich darin das Blut gestaut. Ich zog sie einige Male an und streckte sie wieder aus. Diese Gymnastik führte ich einige Minuten voll konzentriert durch, so daß der Kreislauf wieder die nötige Bewegung bekam.

Die Sonne war mittlerweile weiter gewandert. Ihre Strahlen lugten nicht mehr durch dieselben Ritzen und Löcher wie bei meinem Erwachen. Ich nahm an, daß sehr bald die Dunkelheit hereinbrechen wurde. So etwas geschah in den Tropen verhältnismäßig schnell.

Gern hätte ich die Kleine um einen Schluck Wasser gebeten. Ich hatte es leider vergessen.

Wollte man mich hier sitzen, verhungern oder verdursten lassen? Das hätte man leichter haben können. Nein, irgend etwas hatten die Kerle mit mir vor. Dabei wußte ich nicht einmal, in wessen Hände ich gefallen war. Ich hatte ihre Gesichter nicht gesehen und nur gegen die grellbunten Masken geschaut.

Sehr schnell wurde alles anders.

Von draußen her drang Stimmenklang durch die dünnen Wände. Ich verstand kein Wort. Mir fiel nur auf, daß es mehrere Personen waren, die miteinander redeten oder sich gegenseitig etwas zuriefen.

In mir verdichtete sich die Spannung. Ich stand dicht vor dem Zeitpunkt, wo die Nerven bloßlagen.

Jemand war an der Tür. Er sprach mit einer anderen Person. Die Stimmen hörten sich dumpf an, als hätten die Sprecher etwas vor ihre Lippen geklemmt, und ich dachte automatisch an die gräßlichen Maskengesichter.

Ich hatte mein Gesicht direkt der Tür zugewandt. Lange brauchte ich nicht mehr zu warten. Als die Stimmen der Sprecher verstummten, druckte jemand die Tür nach innen.

Dann strömten sie herein.

Sie waren zu viert, und sie sahen so aus, wie ich sie bei meiner ersten Begegnung in Erinnerung behalten hatte. Masken vor den Gesichtern, bewaffnet und zu allem entschlossen. So jedenfalls bauten sie sich vor mir im Halbkreis auf.

Die Masken sahen in diesem Dämmerlicht noch schauriger aus. Sie

schienen ein gewisses Leben bekommen zu haben, aber ein Leben, das aus dem Schattenreich gedrungen war. Mehr tot als lebendig, dumpf und gleichzeitig grauenhaft.

Ich sprach sie nicht an. Sie waren gekommen, und sie wollten etwas von mir.

Keiner traf Anstalten, mir die Fesseln zu lösen. Sie veränderten nur ein wenig ihre Haltung und schauten dabei schräg in die Tiefe.

»Könnte ich eine Erklärung haben?«

Ich hatte die Worte nur so dahingesagt und eigentlich mit keiner Antwort gerechnet. Die bekam ich allerdings doch, auch wenn sie unverständlich war, denn unter mehreren Masken hervor drangen geheimnisvolle Zischlaute, mit denen ich nichts anfangen konnte.

Eine Weile redeten sie auf diese Art und Weise und bewegten dabei auch ihre Hände. Jemand deutete zur Tür, ein anderer wiederum klappte seine Arme auf, als wollte er ein riesiges Maul andeuten.

Ich bekam Zeit genug, mir trotz der miesen Lichtverhältnisse die Masken genau anschauen zu können. Sie waren schlecht zu beschreiben, da sie nie einheitlich aussahen. Aber mir fiel auf, daß sie im Prinzip aussahen wie Tiermäuler, die zudem mit übergroßen Augen bestückt worden waren. Und diese Mäuler machten den Eindruck, als wollten sie jeden Augenblick zubeißen.

Auch fragte ich mich allmählich, ob diese Gruppe etwas mit dem beinlosen Götzen zu tun hatte oder ich nicht durch Zufall einer anderen Bande in die Finger gefallen war.

Einer der Kerle löste sich aus dem Halbkreis. Er schaute auf mich herab und zog gleichzeitig mit einer schwungvollen Bewegung seine Machete aus dem Gürtel.

Bei diesem Geräusch schrak ich zusammen. Er brauchte die Waffe nur fallen zu lasen, dann war es um mich geschehen. Der Mann schlug auch zu. Glücklicherweise nicht gegen mich, sondern gegen die Stricke an der anderen Seite des Pfahls. Ich bekam mit, wie die Machete am Holz herabsauste, bestimmt noch ein langes Stuck Schale mitriß und ich mich frei bewegen konnte.

Es wäre tödlich gewesen, in die Höhe zu springen. Ich blieb sitzen. Nach wie vor druckte der Pfahl gegen meinen Rucken. Der Machetenträger gesellte sich wieder zu seinen Freunden und winkte mir mit der Waffe zu. An der Bewegung erkannte ich, daß ich mich erheben sollte. Bestimmt wurden wir die Hütte verlassen.

Während ich mühsam aufstand, dachte ich trotz der Schmerzen in meinem Kopf darüber nach, was sie mit mir vorhatten.

Daß ich so eine Art Opfer war, stand fest. Aber wie und wo wollten sie mich töten?

Mir fielen die alten Indianergeschichten von den Marterpfählen ein, aber den Gedanken verwarf ich wieder. Daran wollte ich einfach nicht

glauben. Diese Bande hatte anderes mit mir vor.
Arme deuteten auf den Ausgang.
Ich nickte. »Okay, Freunde, dann werde ich mal gehen.« Ich drehte die Hände und bewegte die Finger, um auch weiterhin den Kreislauf zu stabilisieren.
Nur keine Angst zeigen. Nur die anderen nicht glauben lassen, daß sie eventuell gewonnen hatten.
Sie waren zu viert. Mit denen wurde ich möglicherweise fertig, wenn ich schnell genug handelte.
Vielleicht gelang es mir, den einen oder anderen zu entwaffnen und mit einer Machete im Dschungel verschwinden.
Aber barfuß und nur mit einer Hose bekleidet? Das hätte selbst Rambo in seinen besten Zeiten nicht geschafft.
Ich zerrte die Tür auf - und sah mein Vorhaben wie eine große Seifenblase platzen.
Die vier Kerle waren leider nicht allein. Andere warteten nahe der Hütte und starrten mich ebenso böse an. Nur trugen sie keine Masken. Das Mädchen sah ich nicht.
Vor der Übermacht bekam ich Zitterknie. Für einen Moment schloß ich die Augen. Nach dem Öffnen blickte ich hoch in den Himmel, der sich verändert hatte. Er war dunkler geworden, die Sonne hatte sich zurückgezogen, füllte aber einen Teil des Firmaments mit ihrem breiten blutigroten Streifen aus.
Es war das letzte, entschwindende Licht des Tages. Ich dachte daran, daß es meinem Leben ebenso ergehen könnte. Die Sucht nach einem Schluck Wasser steigerte sich von Sekunde zu Sekunde, ich war aber zu stolz, um danach zu fragen.
Sie waren zu viert erschienen, und sie faßten mich auch zu viert an. Dann schoben sie mich vor.
Ich hatte mich mittlerweile umschauen können und festgestellt, daß wir uns auf einem freien Platz befanden, den man mitten im Dschungel geschaffen hatte.
Ein ungewöhnlicher Geruch hing in der Luft. Er war nicht typisch für dieses Land, denn er kam mir bekannt vor. Ich entdeckte auch weitere Hütten und sah zwei junge Mädchen, die sich jeweils mit zwei gefüllten Ledereimern abschleppten.
Eine davon war Narina.
Die Kleine hatte mich gesehen, warf mir einen sehr knappen, scheuen Blick zu, ansonsten kümmerte sie sich nicht um mich und ging weiter mit ihren beiden Eimern, über deren Oberfläche ein leichter Nebel schwebte, der möglicherweise den Geruch ausströmte.
Ich witterte ihn und schnupperte wie ein Tier. Bis ich plötzlich auf die Lösung kam.
Blut!

Ja, es war der ekelerregende Geruch von Blut, der die Luft über der Lichtung durchströmte. Für den Blutgeruch sah ich kein Motiv, bis mir die Eimer einfielen, die von den beiden Frauen getragen worden waren.

Ich hatte meine Bewacher fragen und mich gegen ihre Griffe stemmen wollen, was sich erübrigte, denn auch sie blieben stehen und warteten auf ein bestimmtes Ereignis.

Zuerst mußten wohl die Frauen ihre Arbeit verrichten. Sie verschwanden, und es sah aus, als würden sie von den Schatten verschluckt und hineingezogen in eine andere Welt.

An der rechten Seite des Platzes zuckte plötzlich Fackelschein auf, der in Wellen über die Lichtung floß, auch die Masken traf und ihnen ein unheilvolles Leben einhauchte.

Ich hatte dafür keinen Blick. Meine Sorge galt der Gegend, wo die Fackeln brannten und einen Großteil erhellten. Gestelle erschienen. Sie sahen aus wie Teppichstangen, und an ihnen oder von ihnen hingen die Kadaver ausgebluteter Tiere. Soviel ich erkennen konnte, handelte es sich dabei um Antilopen, die man aufgeschlitzt und hatte ausbluten lassen. Das Blut mußte in die Eimer geflossen sein, mit denen die Mädchen verschwunden waren. Ich dachte darüber nach, was mit dem Lebenssaft der Tiere wohl geschehen konnte, wobei die Mädchen es schafften, doch ein Resultat kam nicht zustande.

Meine Bewacher verhielten sich ruhig. Ebenso erging es den anderen Männern, die uns aus einer gewissen Entfernung zuschauten. Es waren allesamt düstere Typen, die im ebenfalls düsteren Licht noch gefährlicher wirkten.

Was hier ablief, erinnerte mich an ein Ritual, in dessen Mittelpunkt allein ich stand.

Vielleicht auch die Frauen, denn sie kehrten zurück. Schon an ihrer Haltung und dem jetzt lockeren Gang war zu erkennen, daß sie die Eimer geleert hatten.

Ich versuchte einen Blick auf Narina zu erhaschen. Sie aber schaute bewußt zur Seite.

Warum war sie zu mir gekommen?

Ich hatte keine Ahnung, ob sie nun geschickt worden war oder mich aus eigenem Antrieb besucht hatte.

Die Griffe an meinen Armen verhärteten sich. Finger drückten wie krumme Stäbe in mein Fleisch.

Jemand zischte einen Befehl, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich in Bewegung zu setzen.

Ich ging mit schleppenden Schritten, und wir nahmen dabei den Weg, den auch die Mädchen zuvor gegangen waren.

Es kam mir noch immer unbegreiflich vor, was diese Kerle von mir wollten. Ich hatte ihnen nichts getan, sie schienen auch nicht mit dem

Beinlosen verbunden zu sein, denn er hatte sich die ganze Zeit über nicht blicken lassen.

Es hatte auch keinen Sinn, wenn ich ihnen eine Frage stellte, denn keiner von ihnen würde mit mir reden wollen. Wahrscheinlich verstanden sie auch meine Sprache nicht.

Ob ich in ein Nest von Rebellen gestoßen war, konnte ich auch nicht ausschließen. Aus Berichten in den Medien war ich darüber informiert, daß es auch in Indien gärte. Es gab verschiedene Interessengruppen, die sich gegen die Regierung stellen. Aus religiösen und machtpolitischen Gründen.

Diese Gedanken verflogen, weil ich mich um mein eigenes Schicksal kümmern mußte.

Das sah sehr düster aus.

Schritt für Schritt wurde ich näher an das Ziel herangeführt, das für mich noch nicht erkennbar war, denn vor mir ballte sich die Finsternis zusammen.

Dann hörte ich hinter mir tappende, schnelle Schritte. Ein Mann überholte uns, der eine der Fackeln festhielt. Sie war an ihrem Ende angespitzt, und er konnte sie in den Boden rammen. Das tat er an einer bestimmten Stelle.

Wenn mich nicht alles täuschte, floß das Fackellicht nicht nur über den Boden, sondern verlor sich in einem Loch. Ich wurde sofort an den Schacht erinnert, in dem Suko vor kurzem gesteckt hatte, und meine Magenwände zogen sich zusammen. Von ihm hatte ich erfahren, wie schlimm es gewesen war. Dasselbe Schicksal stand mir möglicherweise jetzt auch bevor.

Der Schacht war da. Aber breiter war er. Neben dem Schachtrand sah ich dunkle, lange Peitschenriemen. Im ersten Moment hatte ich an Schlangen gedacht, die aber waren es nicht.

Etwas Kaltes berührte meinen Nacken. Ohne mich umzudrehen, wußte ich, was es war. Jemand hatte mir die breite Seite der Machete gegen die Haut gedrückt.

Ich verstand die Warnung und rührte mich nicht.

Die anderen Männer hoben die Riemen oder Schnüre an, die an aus dem Boden ragenden Haken befestigt waren. Gleichzeitig merkte ich den widerlichen Blutgeruch, der aus der Tiefe des Schachts zu mir hochströmte. Ein erster Ekel überkam mich.

Finstere Augen beobachteten mich. Die Männer mit den Schnüren arbeiteten geschickt. Bevor ich mich versah, waren meine Handgelenke und die Oberarme umwickelt worden. Doppelt gesicherte Knoten hielten sie fest. Es war leicht für mich zu erraten, was man mit mir vorhatte. Hinein in den Schacht und dann…?

Die Riemen würden mich halten. So lange jedenfalls, bis man sie zerschnitt.

Der alte Druck verschwand aus meinem Nacken. Die Machete war wieder zurückgezogen worden.

Jemand flüsterte mir etwas Unverständliches zu. Als ich den Kopf drehte, da drückte man mir eine flache Hand in den Rücken. Ich konnte nicht mehr stehenbleiben und taumelte nach vorn. Dicht vor dem Schachtrand fing ich mich noch einmal, weil ich nicht freiwillig hineinspringen wollte.

Jemand hob sein Gewehr. Er trug keine Maske, aber sein Gesicht sprach Bände.

Bevor er mit dem Kolben zustoßen konnte, trat mir jemand gegen die Kniekehlen.

Das war es dann!

Ich stolperte auf den Schacht zu. Den Kopf hielt ich gesenkt. Vor meinem Gesichtsfeld erschien der runde Ausschnitt. Er kam mir vor wie ein Tor in die Unendlichkeit. Noch einmal wallte mir der Blutgeruch entgegen, dann hatte ich die letzte Balance verloren und fiel in die dunkle Tiefe…

***

Der Inder zerrte die Zwischentür auf. Bei einer völligen Stille wäre das Geräusch sehr deutlich zu hören gewesen, aber dieser alte Zug rumpelte über die Schienen, es gab kaum Stoßdämpfer, die Gäste nahmen die Stöße voll mit.

Mandra huschte als erster in das Abteil. Suko wartete noch zwei Sekunden, er schaute aber hinein.

Innerhalb dieser kurzen Zeitspanne nahm er das Bild sehr deutlich war.

Unter der Decke schaukelte eine alte Lampe. Sie verteilte Licht, sie produzierte Schatten und übergoß mit beiden zwei unterschiedlich gekleidete Männer, die sich in diesem Teil des Wagens aufhielten.

Der eine war der Kistenholer und trug so etwas Ähnliches wie eine Uniform. Der zweite gehörte zur Leibgarde des beinlosen Götzen, und der schnellte hoch.

Sein Griff zur Waffe erfolgte automatisch, aber Mandra Korab war noch flinker als er.

Der Inder griff ihn an, kaum daß der sein Schwert halb herausgezogen hatte.

Der Schlag erwischte den Kerl an der Stirn. Wie vom Katapult geschleudert, segelte er gegen ein fest installiertes Regal mit zahlreichen Fächern, in denen die Briefe und auch die kleineren Päckchen lagen, die transportiert wurden.

Er brach in die Knie, war noch nicht erledigt und wollte wieder hochkommen. Seine Bewegungen glichen mehr denen eines völlig übermüdeten Vogels, so taumlig waren sie, und Mandra hatte keine

Mühe, ihn mit einem zweiten, gezielten Hieb ins Land der Träume zu schicken. Der Leibwächter grunzte noch einmal auf, bevor er sich zusammenfaltete. Jedenfalls sah es so aus, als seine Kleidung bauschartig auf ihn niederfiel.

Suko nahm sich den zweiten Knaben vor. Der arme Beamte zitterte vor Schreck. Er hatte schreien wollen und schon den Mund geöffnet, als er die Faust des Inspektors dicht vor seinen Augen erkannte und sich fast an seinem eigenen Schrei verschluckte.

»Pssst«, sagte Suko. Dann trat erden Beamten. Er hatte nicht zu fest zugeschlagen, ein dosiert eingesetzter Hieb reichte völlig aus, um den Mann ins Reich der Träume zu schicken. Suko fing ihn ab.

Er sollte sich beim Aufprall nicht verletzen.

Er schaute hoch, als Mandra Korab sich umdrehte. Sein Nicken zeigte Suko an, daß auch er gewonnen hatte.

»Wie geht es weiter?«

Mandra hob die Schultern. »Erst möchte ich mich hier einmal richtig umschauen.«

»Okay, tu es.«

Mandra durchsuchte den Gepäckwagen. Er schob auch den bewußtlosen Leibwächter zur Seite, weil ihm in dessen Nähe eine Truhe aufgefallen war. Sie besaß kein Schloß, und Mandra kam einfach nicht umhin, den Deckel zu heben.

Aus seinem Mund drang ein Lachen, als er einen ersten Blick in die Truhe warf.

»Was ist denn?«

»Schau selbst nach!«

Suko warf einen Blick in die Truhe und konnte Mandras Grund zur Freude verstehen. In der Truhe lagen seine Waffen. Die sieben Dolche steckten in den Schlaufen, die am Gürtel angebracht worden waren. Suko fand auch seine Beretta. Er schaute nach, ob sie geladen war. Alle Silberkugeln steckten im Magazin.

»Wunderbar, Mandra.«

Der Inder klappte den Deckel wieder zu. »Jetzt fühle ich mich siebenmal so wohl.«

»Ich achtmal.«

Beide lachten, wurden sehr schnell wieder ernst, denn es galt, nächste Pläne zu schmieden.

»Eines werde ich nicht tun«, sagte Suko, »und zwar aufgeben. Ich gebe nicht auf, verstehst du?«

»Ich bin dabei.«

»Dann fahren wir nach Gaya?«

»Ja und nein.«

Suko lehnte am Regal. »Was heißt das genau?«

Der Inder stand nahe der Lampe. Das Licht machte sein Gesicht mehr

düster als hell. »Wir werden den Zug kurz vor Gaya verlassen und uns zu Fuß durchschlagen.«

»Kennst du dich eigentlich in der Stadt aus?«

»Leider nicht.«

»Das ist schwach.«

Mandra wußte, wie die Antwort gemeint war und winkte ab. »Unser Land ist sehr groß, hat eine lange Geschichte und besteht aus zahlreichen geheimnisvollen Orten. Man kann nicht alle kennen. Ich bin auch nicht immer unterwegs.«

»Okay, wir steigen zuvor aus. Bleiben wir auch hier im Wagen? Ich bin dafür.«

»Meinen Segen hast du auch.«

Suko ging zur Tür und fing mit seiner Untersuchung an. Es gab nur einen Riegel, der aber war durch eine Kette gesichert, die ein Schloß besaß. Aufreißen konnte er die Kette nicht, er war nicht Herkules, und einen Schlüssel dafür trug er auch nicht bei sich. Dafür untersuchte er den bewußtlosen Bahnbeamten. Den Schlüssel fand er in dessen linker Hosentasche. Schon beim ersten Blick sah der Inspektor, daß er genau paßte.

Sekunden später war das Schloß offen, die Kette gefallen. Jetzt brauchte nur der Riegel zurückgeschoben werden, was Suko auch tat. Er zog die Schiebetür des Wagens etwa handlang auf und konnte gut durch den Spalt nach draußen schauen.

Der Dschungel war zurückgewichen und hatte einer trostlos wirkenden Berglandschaft Platz geschaffen. Die Hänge wirkten wie verbrannt. Sie sahen völlig kahl aus. Hin und wieder wehten leicht rötliche Staubfahnen über sie hinweg.

Auch Mandra schaute nach. Er war zufrieden, was sein Nicken andeutete.

»Bleibt die Landschaft so bis Gaya?«

»Fast. Wir werden allerdings noch über eine Brücke fahren. Sie überspannt einen Fluß. Am anderen Ufer wäre ich dafür, den Wagen zu verlassen.«

»Wie schnell fährt der Zug dort?«

»Relativ langsam, weil er ja kurz zuvor die Brücke erst überquert hat.«

Suko setzte sich auf die Truhe und schaute auf seine Uhr. »Gut, wie lange noch?«

»Dreißig bis vierzig Minuten.«

»Das läßt sich aushalten.« Suko nahm das Schwert des bewußtlosen Leibwächters an sich. »Willst du es haben?«

»Behalte es.«

Das wollte Suko nicht. Er schleuderte es aus dem Wagen und ließ es im Staub liegen.

Mandra Korab und Suko behielten auch den zweiten Ausgang des Wagens im Auge. Jeden Augenblick konnte jemand von ihren Feinden erscheinen. Aber es blieb ruhig.

»Ich mache mir Sorgen um John«, sagte der Inspektor. Er schaute dabei zu Boden.

»Willst du ihn hier im Zug suchen?«

»Hätte das Sinn?«

»Nein, ich glaube nicht. Wir würden nur auffallen. Außerdem gehe ich davon aus, daß sich John abgesetzt hat. Wobei sich die Frage stellt, ob er es freiwillig tat.«

Mandra Korab gab eine andere Antwort. »Ich könnte mir auch vorstellen, daß wir ihn plötzlich in Gaya wiedertreffen. Der schafft es und schlägt sich durch.«

»Das hoffe ich.«

In Suko blieb trotzdem ein ungutes Gefühl zurück. Die beiden Männer sprachen über die Zukunft und vor allen Dingen über das Grab des großen Religionsstifters Buddha. Keiner wußte so recht, wo es lang und wie man herankommen konnte.

»Es gibt Stimmen«, sagte der Inder, »das man dabei ist, einen zweiten Buddha zu erwecken.«

»Wie das?«

Er hob die Schultern. »Es ist praktisch ein Stück Religion, die besagt, daß immer wieder ein Buddha da ist, der die Menschen leiten soll. Der Ur-Buddha hat also Nachfolger.«

»Kennst du einen von ihnen? Oder hast du mal einen von ihnen kennengelernt?«

»Nein, das nicht.«

»Aber?«

»Ich hoffe, daß wir in Gaya auf Vertraute treffen, die uns weiterhelfen können. Nicht alle werden dem Beinlosen dienen.«

»Könnte er dieser zweite Buddha sein?«

Mandra legte die Stirn in Falten. »Zumindest ist er auf dem besten Weg dorthin, nehme ich einmal an. Schon jetzt besitzt er übermenschliche Kräfte, und er wird immer wieder versuchen, sie weiter zu vervollkommnen, um die Stufe eines mächtigen Buddhas zu erreichen. Nur kann ich mir bei ihm vorstellen, daß er nicht Frieden, Demut und Askese predigt, sondern das Gegenteil davon.«

»Ja«, murmelte Suko, »Gewalt und mehr.«

»Leider.«

Mandra ging wieder zur Tür. Sie hatten sie nicht ganz geschlossen. Durch den Spalt quoll der rötliche Staub auch in den Wagen und verteilte sich dort.

»Wie sieht es aus?«

»Noch immer die gleiche Gegend. Wir rollen durch ein Hochtal auf

einen Bergrücken zu. Dann wird es wieder in ein Tal gehen, wo auch die Brücke über den Fluß führt. Das Wasser verändert die Gegend, sie wird allmählich wieder grüner.«

»Das will ich auch hoffen. Ich mag keinen Staub. Er schmeckt mir zu sehr nach Metall.«

Mandra zog sich wieder zurück. Es betrat keiner den Gepäckwagen, worüber sich beide wunderten und auch froh waren. Mandra überprüfte seine Dolche.

Die Klingen leuchteten in einem selten, tiefen Rot. Schwarz waren die Griffe.

»Du wirst sie einsetzen?« fragte Suko.

Der Inder verzog den Mund. »Ich hoffe, daß es nicht dazu kommen wird. Wenn ja…«, er hob die Schultern. »Ich werde nicht der erste sein, der handelt.«

»Weiß der Beinlose von diesen Waffen?«

»Ich glaube es nicht.«

Wieder begann das Warten. Es zerrte an den Nerven beider Männer. Zudem fuhr der Zug wegen der Steigung langsamer, aber der Kamm mußte bald erreicht sein.

Aus dem Wagen vor dem Gepäckwagen drangen plötzlich Stimmen. Augenblicklich spannten sich die Haltungen der beiden Männer. Es war damit zu rechnen, daß jemand kam.

Sekunden verstrichen. Jemand stieß gegen die Tür des Wagens, ohne sie allerdings zu öffnen. Eine Männerstimme lachte rauh, dann wurde es wieder ruhig.

Mandra nickte. Auch Suko fühlte sich bereit. Eine zu frühe Entdeckung hätte den Plan gefährdet.

Die beiden Männer lagen noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit, und als der Zug etwas an Geschwindigkeit gewann, da wußten Mandra und Suko, daß die Bergkuppe überwunden worden war.

Von nun an ging es bergab.

Nicht sehr steil, dafür ständig. Noch immer schwankten und vibrierten die Wagen, der Gepäckwagen besonders stark, er besaß keine besonders gute Federung.

Mandra zog sie Tür wieder weiter auf. Er hatte sich so hingestellt, daß er nach vorn schauen konnte.

»Ich sehe den Fluß«, meldete er und winkte Suko zu.

Rasch erhob sich der Inspektor von seiner Truhe. Er hielt sich an einer Haltestange fest, um die Schwingungen so ausgleichen zu können, als er hinausschaute.

Der Fluß sah aus wie ein graues, leicht rötlich schimmerndes Band, das die Landschaft teilte. Träge wälzte er sich voran. Seine Ufer waren bewachsen, zeigten allerdings nicht das dichte Grün des Dschungels, dafür mehr staubige Krüppelbäume, die aus den frischeren

Bodenpflanzen hervorwuchsen.

»Und da ist die Brücke«, sagte Mandra, als er seine Hand durch den Spalt streckte.

Suko sah sie auch. Sie machte ihm keinen vertrauenerweckenden Eindruck, auch wenn er sie erst aus der Ferne sah. Der Eindruck änderte sich beim Näherkommen nicht.

Die Brücke bestand aus Holz und Metall. Unter den heißen Strahlen der Sonne schien sie sich zu bewegen. Schwarze Vögel flatterten wie Todesboten über sie hinweg. Sie ließen sich von Aufwinden tragen.

Mandra bewies Galgenhumor, als er sagte: »Bisher hat sie noch alles ausgehalten.«

»Das will ich auch hoffen.«

Der Zug näherte sich dem Übergang. Es war zu erkennen, daß die Uferregionen doch mehr Grün zeigten, als aus der Entfernung angenommen. Wenn sie sprangen, würden sie nicht auf hartem Fels landen, sondern auf einer verhältnismäßig weichen Erde.

Der Zug verlor auch an Geschwindigkeit. Der Lokführer mußte sich einfach auskennen, weil er die Strecke oft genug fuhr. Zwar nicht im Schrittempo, aber auch nicht weit davon entfernt, ging er die alte Brücke an. Augenblicklich veränderten sich die Geräusche. Unter den Wagen erklang ein dumpfes Trommeln und Rumpeln.

Mandra Korab riß die Tür weiter auf, damit sie beim Sprung Platz genug hatten.

Vom Fluß her drang ihnen ein wenig Frische entgegen. Das Wasser sah schlammig aus, wie grau gefärbt.

Das Gestänge der Brücke zitterte, als wollte es jeden Augenblick zusammenbrechen. Doch auf wundersame Art und Weise hielt es trotzdem, und Suko schaute bereits nach, wo er den Absprung wagen konnte.

»Auf jeden Fall dann, wenn der Zug noch langsam fährt«, sagte Mandra.

»Das versteht sich.«

Die Lok hatte bereits das Ende der Brücke erreicht. Sie rollte wieder auf den festen Boden, stieß dabei einen schrillen Pfiff aus, als wollte sie allen beweisen, es wieder einmal geschafft zu haben.

»Jetzt«, sagte Suko.

Er sprang zuerst, schaute nach unten. Obwohl sie verhältnismäßig langsam dahinrollten, sah es für ihn so aus, als würde der Boden unter ihm hinweghuschen.

Büsche griffen nach ihm. Er schützte noch seinen Kopf und rollte den Körper zusammen. Einen Lidschlag später schlug der Inspektor auf. Er hörte das Knacken, als die trockenen, staubigen Zweige des Buschwerks unter seinem Aufprall zusammenbrachen. Der Staub war überall, er begleitete ihn, als er sich mehrmals überschlug und sich

genau an die Regeln der fernöstlichen Techniken hielt. Sukos Körper schien aus Gummi zu bestehen, weil er sich selbst noch Schwung gab, der nach jedem erneuten Bodenkontakt erfolgte.

Auf der Seite liegend kam er zur Ruhe. Kleinere Steine rutschten noch nach, prallten gegen ihn, und Suko schaute automatisch zurück. Soeben rollten die letzten Wagen aus seinem Gesichtsfeld.

Geschafft!

Auch Mandra hatte den Zug längst verlassen. Er war nicht weit von Suko entfernt zu Boden gefallen und schimpfte nur darüber, daß sich dornige Zweige in seiner Kleidung verhakt hatten. Er löste sie und stand auf.

Auch Suko hatte sich längst erhoben und sich selbst einem kurzen Check unterzogen.

»Alles okay?«

Der Inspektor nickte. »Und bei dir?«

»Ebenfalls.«

»Dann laß uns wandern.« Er schaute zum Himmel. Wie Höllenglut brannte die Sonne auf sie nieder.

Mandra deutete auf eine kleine Felskuppe. Sie war so breit, daß sie ein Plateau bilden konnte.

»Was willst du denn dort?«

»Dir etwas zeigen.«

»Okay, ich bin dabei.«

Minuten später standen sie dort und schauten direkt nach Osten, denn dort lag Gaya. Zwischen ihnen und der Stadt wallte eine mächtige Staubwolke auf, die von dem Zug in die Höhe gewirbelt wurde. Trotz der Wolke sahen sie die Stadt wie auf einem Präsentierteller vor sich liegen.

»Das ist Gaya.«

Suko nickte. Mit Benares war sie nicht zu vergleichen. Auch führte der Fluß nicht direkt bis an die Ausläufer von Gaya heran. Zwischen der Stadtmauer und ihm bestand noch eine ziemlich große Distanz.

Die Häuser wirkten wie verschachtelte und zusammengestellte Kisten. Sie waren auch versetzt gebaut worden, weil sie Stadt im Gebirge lag und eine Hanglage besaß. Über ihr schwebte eine Wolke aus Staub, aufgewirbelt durch Fahrzeuge und Menschen.

»Da also liegt sein Grab.«

Mandra nickte. »Sicher. Wir werden es suchen und finden. Und zwar sofort. Wenn wir jetzt losgehen, erreichen wir Gaya noch vor Anbruch der Dunkelheit.«

Suko schlug dem Inder auf die Schulter. »Dann wollen wir mal…«

***

Die Riemen waren stark genug, um mich festzuhalten. Als sie sich

spannten, vernahm ich die dabei entstehenden singenden Geräusche, als wollten sie meine Schmerzen begleiten, die durch beide Arme rasten und auch die Schultern nicht verschonten. Ich konnte einen Schrei nicht vermeiden, der auch von den Männern gehört wurde, die den Schachtrand umstanden.

Dann baumelte ich über der Tiefe, den Kopf zurückgelegt, die Augen weit offen und nach oben schauend.

Die Gesichter wirkten durch das Fackellicht wie eine gespenstische Mischung aus grausamen Monsterfratzen. Meine Arme waren ausgebreitet. Straff wie Reckstangen spannten sich die Seile.

Noch pendelten meine Beine, zwangsläufig auch der Oberkörper. Jede Bewegung ließ neue Schmerzen durch Arm und Schultern zucken. Ich fragte mich noch immer, was dieses zu bedeuten hatte, senkte den Kopf, um in die Tiefe zu blicken.

Einen Schachtgrund konnte ich nicht erkennen. Ich sah aber, daß die Innenwände durch Steine abgestützt worden waren. Auch wenn ich ihn nicht sah, irgendwo mußte sich der Grund befinden, denn bis ins Endlose reichte der Schacht nicht.

Auch weiterhin stieg der Blutgeruch wie in Wellen zu mir hoch. Er raubte mir den Atem. Das Gefühl des Widerwillens und des Ekels ließ sich kaum unterdrücken.

Über mir nahm das Licht zu. Ich schaute hin. Fackeln blendeten mich. Sie wurden von kräftigen Händen gehalten und über die Öffnung hinweggeschwenkt.

»The holy crocodile…«

Jemand hatte in meiner Sprache geredet und ein heiliges Krokodil erwähnt.

Ich wußte im ersten Moment nichts damit anzufangen und wollte schon eine Gegenfrage stellen, als die drei Männer ihre Fackeln losließen, so daß sie in die Tiefe fielen.

Heiß strichen die beiden Feuerwellen an den Seiten meines Körpers vorbei. Durch den Blick nach unten begleitete ich ihren Weg, sah und hörte, wie sie aufprallten, aber nicht erloschen, sondern den Grund des Schachts beleuchteten.

Auf ihm lag ein dicker, dunkler Schmier. Eine sehr träge Flüssigkeit, das Blut.

Die Mädchen hatten es aus den Eimern gekippt, damit es den Schacht dort unten ausfüllen konnte.

Für wen? Wozu?

Mir fiel das heilige Krokodil wieder ein, und ich merkte, wie mein Herz schneller schlug. Sollte sich dieser Schacht als Versteck für dieses Wesen eignen?

Noch war nichts zu sehen, nur das Licht gab auch weiterhin seinen unruhigen Schein ab. Durch das Spiel zwischen Helligkeit und

Schatten schien sich der Grund des Schachts zu bewegen, als wollte er sich mir entgegenwellen und im nächsten Augenblick wieder davonlaufen. Es herrschte eine seltsame Unruhe tief unter meinen nackten Füßen und gleichzeitig eine gespannte Erwartung auf das Kommando, auch wenn ich persönlich davon betroffen war.

Bewegten sich nur die Flammen, oder lauerte dort auch ein anderer Feind, der allmählich hervorkroch.

Mir bereitete das Krokodil Sorge. Noch war ich in Sicherheit. Ich glaubte kaum, daß es zu mir hochklettern konnte, dafür waren die Schachtwände einfach zu glatt.

Doch es war da.

Als hätte man es hochgeschoben, so erschien es zwischen den beiden Fackeln. Viel sah ich von ihm nicht. Was ich allerdings zu Gesicht bekam, reichte aus.

Es war ein gewaltiges, riesiges Maul, das weit offenstand, als wollte es die ganze Welt verschlingen…

***

Sie waren da, vor ihnen lag die Stadtmauer von Gaya.

Natürlich besaß die Mauer zahlreiche Tore, durch die sie gehen konnten. Sie hätten auch einen Bogen schlagen können; um sie von den Hügeln aus zu betreten, darauf wollten Suko und Mandra verzichten. Es war auch noch völlig dunkel geworden. Sie hatten das Ziel noch vor Einbruch der Nacht erreicht.

Aus der Distanz hatten sie nicht viel erkennen können und mußte jetzt feststellen, daß in der Stadt doch mehr Leben herrschte, als von ihnen angenommen war.

Zwar nicht mit dem Trubel in Benares zu vergleichen, aber die Menschen lebten hier auf engerem Raum zusammen.

Zudem war Markt.

Auch gegen Abend waren die Stände und Verkaufsstellen noch nicht abgebaut worden. Überall schauten die Käufer im Licht blakender Öllampen über die Verkaufstische hinweg, die mit allerlei Dingen gefüllt waren. Man konnte praktisch alles kaufen. Stoffe, Schmuck, Gewürze, Kannen, Schalen, Töpfe, Teller und Pfannen. Jeder redete mit jedem, und Suko, der sich besonders genau umschaute, konnte keine Fremden entdecken.

»Laß uns etwas trinken«, schlug Mandra vor.

»Was denn? Wasser?«

»Nein, wir werden in eine Teestube gehen.«

Der Inspektor war einverstanden. Die kleinen Teestuben und Garküchen verteilten sich um den Marktplatz herum. Ungewöhnliche und fremdartige Gerüche erreichten die Nasen der Männer. Für Mandra nicht so sehr, für Suko schon, dem diese Küche fremd war.

Durch einen offenen Eingang betraten sie einen schmalen Raum ohne elektrisches Licht. Auch hier brannten Öllichter. Sie standen auf schmalen Bänken.

Der Raum besaß eine seltsame Atmosphäre. Hier schienen sich die Gesichter der Gäste hinter den flackernden Schatten zu verstecken. Nur ab und zu tauchten sie auf, wenn sie ihre Köpfe zur Seite bewegten oder ihre Tassen anhoben.

Keine der niedrigen Sitzbänke war mehr frei. Suko und Mandra nahmen auf der Bank an der Wand Platz. Neben ihnen hockte ein alter Mann, der seinen Leinenbeutel zur Seite nahm und ihn auf den Schoß legte, um den neuen Gästen Platz zu schaffen. Dann nahm der Mann seine Schale hoch und hielt sie mit beiden Händen fest. Gelassen schlürfte er den Tee.

Der Betreiber der Teestube fragte nach ihren Wünschen. Er war ein hagerer Mann in einem langen, weißen Hemd. Unter ihm schauten die Beine wie dünne Stöcke hervor. Sein Turban saß schief. Der breite Schnauzbart sah aus wie eine schwarze Bürste.

Mandra bestellte zwei Tassen Tee.

Der Wirt verschwand, war schnell wieder da. Die Schalen standen auf einem mit Intarsien verzierten Tablett, dessen hochstehender Rand eine dunkelrote Farbe zeigte. Mandra legte einige Rupien auf das Tablett, bevor die Freunde ihre Tassen nahmen.

»Es ist heute ein Zug angekommen«, sagte der Wirt mit leiser Stimme und beugte sich vor.

»Und?« Der kommt jeden Tag.

»Die Nachrichten sind wie der Wind«, sprach der Schnauzbart weiter. »Sie verbreiten sich schnell. Man vermißt zwei Personen, die im Zug gewesen sind - Fremde.«

»Meinst du uns?«

»Ich habe nichts gesagt. Ich will, daß sich meine Gäste bei mir wohl fühlen. Aber denkt nach.«

»Danke, das tun wir.«

Der Wirt schlich davon. Mandra übersetzte und bekam Sukos sorgenvolles Nicken mit. »So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht. Der beinlose Götze wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um uns aufzuspüren. Dabei frage ich mich nur, wie viele der Menschen hier auf seiner Seite stehen.«

»Das ist eine andere Welt.«

Suko trank einen Schluck Tee. Er schmeckte bitter und süß zugleich, eine ungewöhnliche Mischung. War aber nicht übel und löschte vor allen Dingen den Durst.

Schnell hatten sie eine Schale leergetrunken und waren froh darüber, einen derartig günstigen Sitzplatz bekommen zu haben. Von der Bank aus konnten sie erkennen, wer die Teestube betrat und sich dabei

auffällig verhielt.

Natürlich hatte man auch sie gesehen. Bestimmt waren schon Boten unterwegs, um von ihrer Ankunft zu berichten. Das aber störte sie weiter nicht.

»Wie lange willst du bleiben?« fragte Suko.

»Die Dunkelheit ist jetzt hereingebrochen. Komm, wir werden uns draußen mal umschauen.«

Sie standen auf, verfolgt von den Blicken des alten Mannes. Am Ausgang drehte sich Suko noch einmal um.

Zahlreiche Gäste hatten ihnen nachgeblickt, senkten aber nun die Köpfe und vertieften sich wieder in ihre Gespräche.

Mandra wartete vor dem niedrigen Haus auf Suko. In diesem Teil der Stadt gab es keine Elektrizität.

Erst im höher gelegenen Oberteil hatten sich die »Segnungen« der Zivilisation ausgebreitet. Dort präsentierte Gaya einen normalen Großstadtcharakter. Hier in der Altstadt aber war ein Stück altes Indien erhalten geblieben.

Auch auf dem Bazar befanden sich noch Kunden. Frauen, Männer und Kinder wollten einkaufen.

Nicht weit entfernt hockte ein Yogi unbeweglich an der Wand und spielte mit einer Schlange, die durch seine Handflächen glitt und an den Armen in die Höhe stieg.

Gassen führten in die Oberstadt, von wo aus auch Verkehrsgeräusche nach unten drangen. Der Fluß war nicht zu sehen. Wer Wasser haben wollte, mußte sich hier an den Brunnen versorgen.

Man sah sich, man schaute weg oder sprach miteinander. Über dem alten Flecken lag ein seltsames Fluidum. Als würde jeder auf irgend etwas warten.

Das fiel beiden auf, und Suko stellte die Frage, was dies wohl sein könnte.

»Du hast recht. Es ist wie die Ruhe vor dem Sturm.«

»Und welchen Namen trägt der Sturm?«

»Möglicherweise ist es der beinlose Gott. Ich weiß es aber nicht.«

»Du könntest dich erkundigen.«

»Das mache ich auch.«

Sie gingen weiter. Suko blieb einen halben Schritt hinter Mandra, der aufgrund seiner Körpergröße alle anderen Menschen überragte. Sie kamen sich beobachtet vor, konnten jedoch keinen direkten Feind entdecken. Aber die Lage änderte sich.

Nicht daß sie angegriffen wurden, ein Halbwüchsiger schob sich in ihre Nähe. Er schaute zu Mandra hoch und sprach ihn an.

Der Inder - er hatte den Kleinen schon zur Seite schieben wollen - senkte den Kopf.

Wieder redete der Junge. Mandra hörte gespannt zu, und Suko

achtete auf die Umgebung. In der Nähe spielte jemand Flöte. Eine traurige Melodie, wie Suko fand.

Als der Junge im Gewühl untergetaucht war, wollte Suko wissen, was er zu sagen gehabt hatte.

»Er hat mir einen Gruß ausrichten lassen.«

»Von wem?«

»Es war Rifa.«

Suko wunderte sich. »Der Zungenabschneider?«

»Richtig.«

»Was könnte er wollen?«

Mandra hob die Schultern. »Wir müssen ihm vertrauen. Wenn er mit uns reden will, wird er einen triftigen Grund haben.«

»Okay, wo finden wir ihn?«

»Verlaß dich auf mich.«

Suko lächelte. »Du scheinst dich doch auszukennen - oder?«

»Nein, der Junge hat mir den Weg erklärt.«

»Kannst du mir sagen, wie Rifa so rasch hier nach Gaya gelangt ist?«

Mandra lächelte leicht. »Auch für ihn wird es Möglichkeiten gegeben haben.«

»War er im Zug?«

»Ich weiß es nicht. Möglicherweise hat auch er schon die nächste Stufe erreicht.«

»Wer es schafft, sich seine eigene Zungenhälfte wieder, anzupressen, sicherlich.«

Sie schoben sich mit den Menschen hinein in eine schmale Bazargasse, wo es auch Andenkenläden gab. Ein Zeichen, daß Gaya von Touristen besucht wurde.

Sie sahen nur wenige Mönche. Die meisten saßen in ihren Klöstern und beteten. Es gab mehrere von ihnen, die sich um die Stadt herum verteilten.

Die engen Gassen ließen keinen frischen Wind durch. Sie waren nicht nur angefüllt mit Geschäften und Menschen, auch die unzähligen Gerüche vermischten sich zu einem Brei und lasteten schwer auf den Atemwegen der Fremden.

Suko hörte ab und zu, daß englisch gesprochen wurde. Zumeist von schwitzenden Europäern, die sich oft nicht entscheiden konnten, was sie kaufen sollten.

Ein Goldschmied bot Schlangen aus Metall an. Sie waren kunstvoll geformt, angeblich in echter Handarbeit hergestellt worden.

Neben dem Laden öffnete sich eine Lücke. Ein tunnelähnlicher Gang war sehr düster und schien geradewegs in eine Falle für führen.

»Hier müssen wir hinein?«

»So sieht es aus.«

»Du denkst auch an eine Falle?«

»Natürlich.«

Sie gingen trotzdem weiter, standen aber in innerlicher, ständiger Alarmbereitschaft.

Die Geräusche blieben hinter ihnen zurück. Dennoch befanden sie sich nicht allein in diesem Schlauch. Im bröckligen Mauerwerk gab es genügend Nischen und Einschübe, in die sich Menschen hineindrängen konnten.

Licht drang ihnen nicht entgegen. Weiter oben in der Stadt lag eine helle Glocke, als wollte sie als Schein bis gegen den schwarzblauen Himmel reichen.

Aus einem Versteck trat ein Mann. Er hielt eine Laterne fest und bewegte sich schwankend. Mit flüsternder Stimme sprach er Mandra Korab an und deutete auf eine schmale Lücke im Mauerwerk, durch die sich Suko und der Inder schräg bewegen mußten.

»Soll er dort sein?«

Mandra nickte nur. Er folgte dem Mann mit der Laterne. Ihr Schein reichte aus. Sie konnten erkennen, daß sich hinter der schmalen Lücke ein kleiner Hof ausbreitete. Umzingelt war er von Hauswänden, an denen Balkone klebten wie dunkle Schwalbennester. Durch Metallgitter waren sie miteinander verbunden.

Suko gefielen die Balkone nicht. Sie eigneten sich als hervorragende Angriffsplätze. Er holte seine kleine Leuchte aus der Tasche und strahlte einige von ihnen an. Das Licht stach durch die schmalen Gitter. Dahinter bewegte sich nichts.

Einigermaßen beruhigt steckte der Inspektor die Lampe wieder weg. Sie blieben allerdings auf dem Hof. An einer Wand und nur sehr schwer erkennbar zeichnete sich die Gestalt des Zungenandrückers ab. Er hockte dort bewegungslos wie ein Stein und wartete auf die beiden Männer. Der Mann mit der Laterne trat nicht an ihn heran. Er fürchtete sich wohl davor, daß ihr Licht den »Heiligen« blenden konnte. Lautlos zog er sich zurück und verschwand durch eine Tür, wo er die Laterne auslöschte.

»Kein Licht«, wisperte es in englischer Sprache aus der Dunkelheit an der Mauer.

Das überraschte Suko. Dieser seltsame Mensch schien noch mehr zu können.

»Nein, wir bleiben im Dunkeln.«

Nur schwach zeichnete sich das Gesicht des Mannes ab. Rifa trug die Kleidung wie auch in Benares, und er begrüßte Mandra fast wie einen Freund, denn er hob die Arme, um die Hände des Inders umfassen zu können.

»Was hast du uns zu sagen?«

»Ich spüre die Gefahr. Heute -und morgen wird es geschehen. Ein zweiter Buddha ist unterwegs.«

»Aber keiner, der im Namen des Ur-Buddha predigen will?«
»Nein, das nicht. Ein Schrecklicher wird hier erscheinen. Ich habe ihn schon gesehen.«
»Ist es der Beinlose?«
»Ja, der Götze. Er will die Macht. Er will das Grab des ersten schänden.«
»Und was hast du damit zu tun?«
»Ich benötige Hilfe.«
»Wofür, wenn ich dich danach fragen darf.«
Rifa hob den Kopf so weit an, daß er in Mandras Gesicht schauen konnte. »Ich bin ein Buddha, ich lehre in seinem Namen, wenn du verstehst. Aber der beinlose Götze will es nicht, er will selbst die Macht ergreifen und eine Zeit der Dunkelheit einleiten.«
Mandra nickte und murmelte. »So ist das also. Dann befinden sich zwei Parteien in der Stadt.«
»Ja, und ich will nicht, daß es zu einem Kampf kommt. Man muß es friedlich lösen. Ich will kein Blutvergießen, keine Tote, aber man ist dabei, mich zu jagen.«
»Wir werden versuchen, dich zu schützen«, sicherte Mandra ihm zu. »Aber auch wir haben einen Grund gehabt, nach Gaya zu kommen. Wir müssen an das Grab des Buddha.«
»Es ist abgesperrt.«
»Das wird uns nicht hindern. Ich habe dir gesagt, daß ich mit einem Gerechten hergereist bin. Ein Gerechter, der ein Erbe Buddhas verwaltet, den Stab.«
Rifa nickte bedächtig. »Ja, ich weiß davon. Es hat ihn einmal gegeben, und nur der, der sich den Mächten der Finsternis entgegenstemmt und aus einem Land des großen Kontinents stammt, ist würdig, ihn auch zu tragen. Dein Freund ist es. Ich erkenne es an seinen Augen. Sie sind nicht falsch, sie sind gut.«
Jetzt sprach Suko. »Und dieser Stab ist entweiht worden. Er hat seine Kraft verloren.«
»Durch dich?«
»Nein, nicht durch mich. Gangster stahlen ihn mir und verübten damit Schreckliches. Ein Mensch verlor sein Leben…«
Rifa nickte. »Ich weiß, ich kenne sie. Es spielt keine Rolle, wo sie leben. Ob hier, ob in Amerika, in England oder in Japan. Es gibt überall gute und schlechte Menschen.«
Suko gefiel nicht, daß sie zu weit vom eigentlichen Thema abwichen. Für ihn war der außergewöhnliche Mann eine wichtige Informationsquelle. »Würde es denn gelingen, am Grab des ersten Buddha die Kraft des Stabes erneut aufzubauen?«
»Ich kann es dir nicht sagen.«
»Siehst du die Möglichkeit?«

Der Mann überlegte. Er hatte Mandras Hände losgelassen und den Blick gesenkt. »Ich bin nicht würdig, für ihn, unser aller Vorbild, sprechen zu können. Vielleicht wirst du eine Gelegenheit finden, mit seinem Geist Kontakt aufzunehmen.«

»Es ist sehr schwer.«

»Was ist bei deiner Aufgabe schon einfach? Ich freue mich, daß ich euch gefunden habe.« Er faßte jetzt nach Sukos und Mandras Händen. »Wir müssen sie gemeinsam lösen.«

Mandra war einverstanden, auch Suko deutete seine Zustimmung durch ein Nicken an.

»Wie groß ist die Gefahr, in der du schwebst?« erkundigte sich der Inspektor.

»Man sucht mich.«

»Du hättest in Benares bleiben sollen.«

»Das konnte ich nicht«, flüsterte Rifa. »Es war mir leider nicht möglich. Ich mußte herkommen. Es ist der letzte Augenblick. An der heiligen Stätte wird sich dieser Kampf entscheiden. Buddha war immer gegen die Gewalt, ich bin es auch. Ich zählte auf meine geistigen Kräfte, denn die Kraft des Geistes war letztendlich immer stärker als das Schwert. Das hat auch die Geschichte gezeigt.«

»Richtig«, sagte Suko. »Nur wollen wir keine Geschichte schreiben. Das könnte uns schlecht bekommen. Wir müssen verhindern, daß der beinlose Götze die Macht übernimmt. Deshalb möchte ich dich fragen, wo wir dich unterbringen können. Es muß doch einen sicheren Ort geben.«

»Ja, schon, aber ich will mich nicht verkriechen. Und noch eines muß ich euch sagen. Dies hier ist nicht die entscheidende Nacht. Es wird die folgende sein. So lange müssen wir noch ausharren.«

»Oder zuvor etwas unternehmen«, sagte Mandra.

»Das wird schwer sein.«

»Vergiß nicht, daß der beinlose Götze auch uns jagt.« Der Inder berichtete, was ihnen im Zug widerfahren war, und der sehr ungewöhnliche Mann nickte.

»Das ist seine Art, sage ich euch. Er kann die Gefahr riechen. Er weiß viel. Seine Gaben und Kräfte sind nicht zu unterschätzen. Er wird immer wieder versuchen, die höchsten Stufen zu erreichen und gottgleich zu werden. Viele seiner Anhänger glauben daran. Sie sind bereit, ihm zu folgen, auch dann, wenn es ihren Tod bedeutet. Leider kann ich euch etwas anderes nicht berichten.«

»Es war schon sehr viel«, erklärte Mandra mit einem leichten Lächeln auf den Lippen. Er blieb auf dem Fleck stehen, als er sich umdrehte. »Nur gefällt mir diese Umgebung nicht für dich. Können wir dich nicht dorthin bringen, wo du sicher bist?«

»Wo soll das sein?«

»Nun ja, du kennst die Stadt besser.«
»Die Spione sind überall. Ich bin sicher, daß sich auch der Beinlose und seine Schergen bereits in der Nähe befinden. Ich spüre die Gefahr. Wir alle können uns hier gar nicht unauffällig genug bewegen, als daß überhaupt nichts auffallen würde.«
»Vielleicht in der Oberstadt?« schlug Suko vor.
»Nein!« widersprach Rifa heftig. »Das ist nicht meine Welt. Ich käme mir dabei vor wie ein Verräter.«
So etwas mußte akzeptiert werden. Mandra und Suko dachten sogar ähnlich, deshalb stimmten sie auch zu.
»Aber du bist damit einverstanden, daß wir in deiner Nähe bleiben, Rifa?«
»Wenn euch die Gefahr nicht schreckt, so soll es sein.«
Mandra Korab schüttelte den Kopf. »Wir sind es gewohnt, ihr entgegenzugehen«, erklärte er schlicht.
Er war mit Rifa beschäftigt. Suko nicht. Aus diesem Grund war er zur Seite getreten und in der Dunkelheit verschwunden. Die Worte des außergewöhnlichen Mannes hatten ihn nicht in Ruhe gelassen. Wenn Rifa von einer nahen Gefahr sprach, dann hatte er sicherlich nicht gelogen. Dann lauerte sie in der Nähe.
An der Hauswand in seiner unmittelbaren Nähe klebten keine Balkone. Sie war glatt, bis auf ein paar Risse, die sich an manchen Stellen wie Spinnenbeine von rechts nach links und von oben nach unten hinzogen. Aber die Seite oder Wand gegenüber war mit den kleinen Balkonen bestückt. In unterschiedlicher Höhe schauten sie aus der Wand hervor. Die Verbindungsgänge lagen dort wie schwarze, breite Striche.
Es gab kein Licht. Die Dunkelheit hatte sich wie ein Sack über den Hof gestülpt, und Suko fiel plötzlich auf, daß in der Finsternis eine dünne, kleine Flamme tanzte. Sehr hektisch und zuckend, noch einmal aufflackernd, dann war sie weg.
Was konnte das sein?
Er dachte nach und kam zu dem Entschluß, daß dieses Feuer durchaus von einer Laterne hätte stammen können.
Und genau die hatte der Führer bei sich getragen.
Befand er sich noch in der Nähe? Wenn ja, warum war er nicht verschwunden? Möglicherweise deshalb, weil er warnen wollte?
Suko war beunruhigt und gewarnt. Er ließ den Balkon nicht aus den Augen. Ein sehr schmaler Sims, der so wirkte, als würde er jeden Moment abfallen.
Er warnte Mandra noch nicht, weil der Freund mit Rifa noch flüsternd Einzelheiten weiterer Pläne besprechen wollte. Dafür ging er noch zwei Schritte vor, so hatte er einen besseren Blickwinkel und war auch näher an das Ziel herangekommen. Seine rechte Hand fuhr

ausgestreckt in die Tasche, wo die Finger die schmale und sehr lichtstarke Leuchte umfaßten. Er wollte sie einsetzen, und er würde dabei blitzschnell vorgehen. Zudem hatte Suko den Eindruck, als hätte sich hinter den Stangen etwas bewegt, was dunkler war als die Nacht.

Einer von der Leibgarde des Beinlosen?

Suko hielt die Lampe frei. Er kickte sie, um sie in den richtigen Winkel zu bringen.

Endlich hatte Mandra etwas bemerkt. Er hatte bereits zu einer Frage angesetzt, Sukos warnendes Zischen jedoch ließ ihn verstummen. Im selben Augenblick schaltete der Inspektor seine Leuchte ein.

Schräg wie der Suchscheinwerfer eines Flakgeschützes glitt der Strahl in die Höhe.

Suko erwischte den Balkon. Der Lichtkegel, breit wie eine Hand und nicht auf den Punkt gebracht, leuchtete auf den Balkon und traf ein verzerrtes Gesicht, denn die Gestalt in ihrer dunklen Kleidung hatte sich gehockt.

Das Licht überraschte sie.

Mit einem Satz schnellte sie hoch, um über das seitliche Gitter hinweg auf den Laufsteg zu klettern.

Er war schnell, er war geschmeidig, aber nicht flinker als der Lampenstrahl. Der bannte ihn fest.

»Ein Idiot«, flüsterte Suko, als sich der Typ auf dem Gitter bewegte. »Der schafft es nicht.«

Er hatte inzwischen einen zweiten Balkon erreicht, der um einen Yard tiefer lag.

»Vorsicht, da ist der zweite!«

Mandra warnte, und Suko sah die schwarze Gestalt von einem tiefer liegenden Balkon nach unten springen. Noch während des Flugs zog er seine Waffe.

Es war ein Schwert mit langem Griff, und er hielt es mit beiden Händen fest.

Schreiend rannte er auf Mandra Korab und Rifa zu. So wie er angriff, sah es aus, als wollte er beide töten.

Mandra huschte zur Seite. Er wollte den Mann ablenken, der aber dachte nicht daran. Er nahm Rifa als Ziel, sprang noch einmal hoch und riß auch die Arme mit der Waffe in die Höhe.

Bevor er sie nach unten schlagen konnte, traf ihn einer der sieben Dolche.

Sein Sprung geriet ins Stocken. Er bewegte sich zuckend. In seine dunkle Kleidung war die rote Klinge gedrungen, und dann geschah etwas, womit weder Mandra noch Suko gerechnet hatten.

Der Killer verfärbte sich. Aus seiner Haut drang Dampf wie Zitterwolken.

Mandra hetzte auf ihn zu. Er wollte ihn noch abfangen, bevor er fiel,

aber der Angreifer rutschte ihm durch die Hände. Mandra zog den Dolch aus dem Körper.

Er sah das Loch im Stoff, auch die Wunde, aus der Qualm kroch und kein Blut floß.

Der Rauch lag auch wie dünner Nebel auf dem Gesicht des Mannes. Darunter sah die Haut aus wie eine alte Rinde. Aus dem Mund, der nicht mehr als ein Loch war, drang ein hohl klingendes Pfeifen.

Auf Mandra Korabs Rücken lag eine Gänsehaut. Wen hatte er da vor sich? Der Inder konnte nicht mehr nachfragen, denn der Schwerverletzte bäumte sich noch einmal hoch und starb.

»Suko?«

Mandra bekam keine Antwort. Als er den Kopf drehte, sah er den Inspektor.

Suko hatte bereits einen der Balkone erklommen, um die Verfolgung des zweiten aufzunehmen, denn der war hinter einer schmalen Tür verschwunden.

»Wo willst du hin?«

Suko sprang über ein Gitter. Er preßte sich neben dem Eingang gegen die Wand, weil er nicht in die Falle laufen wollte. Schritte hörte er nicht. Es konnte sein, daß der Kerl den Raum schon durchquert hatte und verschwunden war.

Nicht in Sukos Sinne, der sich duckte und dann sehr flach durch die offene Tür sprang.

Er hörte den Schrei, er sah die Gestalt, und er sah das Schwert, das schräg von oben nach unten mit einer mörderischen Wucht auf ihn zuraste. Abwehren konnte er die Klinge nicht, er mußte nur schneller sein und schaffte es mit einem Reflex. Blitzartig rollte er sich zur Seite. Die Klinge wischte an ihn vorbei und ratschte mit einem hellen Klingen über den Boden.

Zu einem zweiten Schlag kam der Mann nicht mehr. Suko trat mit beiden Beinen zu.

Auch wenn der weite Stoff dem Treffer etwas von seiner Wucht nahm, reichte er doch aus, um den Kerl zurückzuschleudern. Er hielt das Schwert noch fest, stolperte noch mehr nach hinten und übersah die offene Tür vor dem Balkon.

Das Gitter war nicht hoch. Es reichte ihm nicht einmal bis zu den Hüften.

Da reichte schon eine kleine Berührung.

Suko hatte den Mann noch packen wollen, er war zu spät gekommen. Als er den schmalen Balkon betrat, sah er gerade noch die Beine, die senkrecht standen.

Wie ein großer Vogel fiel der Mann in den Hof, blieb dort liegen und rührte sich nicht.

Suko wußte nicht, ob er tot war, trat dicht an das Gitter heran und

winkte Mandra Korab zu.
»Ich schaue mal nach.«
Der Inder kümmerte sich um den Gefallenen, und Suko verließ den Balkon auf dem normalen Weg über die Trittbretter hinweg. Neben Mandra blieb er stehen.
»Wie sieht es aus?«
»Sehr ernst.« Der Inder deutete auf den Kopf. »Er hat sich zumindest eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen.«
»Und der andere?«
»Ist tot. Mein Dolch brachte ihn um, aber auf eine ungewöhnliche Art und Weise starb er. Seine Haut veränderte sich. Aus den Poren drang Rauch, ich kann mir das im Moment nicht erklären.«
»Aber ich.« Beide schauten auf, als Rifa zu ihnen kam und sehr ernst nickte.
»Wie denn?«
»Er ist ein Mensch gewesen, der versucht hat, den dämonischen Zustand zu erreichen. So wie wir die höheren Ebenen anschweben, versuchen es die Diener des falschen Buddhas auch. Sie gehen nur den Weg der Finsternis und nicht den der Erleuchtung.«
»Moment«, murmelte Suko, »dann ist er praktisch halb Mensch und halb Dämon gewesen.«
»So können wir es sehen.«
»Hast du das schon erlebt?«
»Nein.« Mandra schüttelte den Kopf. »Nicht nach der Lehre des Buddhismus.«
»Er hat ihr abgeschworen!« meldete sich Rifa. »Ich habe gedacht, mit ihm fertig zu werden, als er mich angriff, aber ich hätte es wohl nicht geschafft.«
»Bei einem normalen Menschen ja?«
»Verlaßt euch darauf.«
Mehr brauchte der andere nicht zu sagen. Beide Männer glaubten ihm auch so.
»Deine Waffe war magisch, Mandra?«
»Ja, es sind sieben Dolche. Einst befanden sie sich im Besitz des Gottes Schiwa, und ich konnte sie nach langer Suche finden.«
»Gib gut auf sie acht.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Rifa nickte. »Wir sollten jetzt gehen«, schlug er vor. »Das hier ist keine gute Gegend für uns:«
»Rechnest du mit weiteren Angriffen?«
»Nicht direkt. Ich spüre nur, daß mein Feind sehr nahe ist. Der beinlose Götze wird es kaum hinnehmen, daß wir ihm seine Diener wegnehmen! Ich rechne mit einem Anschlag und…« Er verstummte mitten im Satz und duckte sich.

»Was hast du?«

»Ich glaube, er ist schon hier.« Der ungewöhnliche Mann drehte sich um und schaute in die Höhe.

Auch Mandra und Suko folgten seinem Blick. Noch sahen sie nur einen dunklen Ausschnitt des Himmels. Es tat sich da nichts, und auch nicht auf den Dächern der Häuser.

Trotzdem hatte er sich nicht getäuscht.

Denn zwischen Himmel und Dach schwebte eine Gestalt hervor. Hockend, ohne Beine, nur in Umrissen zu erkennen, mit plötzlich glühenden Augen, aus denen Flammen schlugen.

»Das Feuer des Todes!« rief Rifa. Seine Augen weiteten sich in Panik. »Wir müssen weg! Sofort…!«

Er rannte als erster und nahm den selben Weg, den sie auch gekommen waren.

Mandra eilte ihm nach. Suko wartete noch eine Sekunde. Er bekam mit, daß sich das Feuer aus den Augen vermehrte und als gewaltiger Glutball in den Hof sank, bevor es die Verfolgung aufnahm und alles niederbrannte.

Für Suko, Mandra und Rifa zählte jetzt jede Sekunde…

ENDE des ersten Teils